REVUE HISTORIQUE
DU SUD-EST EUROPÉEN

PUBLICATION TRIMESTRIELLE

dirigée par

N. IORGA

Membre de l'Académie Roumaine
Professeur d'histoire universelle à l'Université de Bucarest
Membre associé de l'Institut de France
Agrée à la Sorbonne, etc.



VOL. X. FASC. 1–4 JANVIER–DÉCEMBRE 1933

BUCAREST ROUMANIE

X-ème année, N-os 1-3. Janvier-mars 1933.

REVUE HISTORIQUE
DU
SUD-EST EUROPÉEN

(Continuation du „Bulletin de l'Institut pour l'étude de l'Europe sud-orientale")

PUBLICATION TRIMESTRIELLE

dirigée par

N. IORGA

Professeur à l'Université de Bucarest, Agréé à la Sorbonne, associé de l'Institut de France.



— PARIS —
LIBRAIRIE J. GAMBER
7, Rue Danton.

— BUCAREST —
LIBRAIRIE PAVEL SURU
73, Calea Victoriei.

DIRECTEUR:

N. IORGA

BUCAREST, ŞOSEAUA BONAPARTE, 6.

SECRÉTAIRE DE RÉDACTION:

C. MARINESCU

Professeur à l'Université de Cluj.

Imprimerie „Datina Românească"

Vălenii-de-Munte.

REVUE HISTORIQUE
DU
SUD-EST EUROPÉEN
PUBLIÉE PAR N. IORGA, PROFESSEUR À L'UNIVERSITÉ DE BUCAREST

XII-E ANNÉE, NOS. 1-3. JANVIER-MARS 1933.

Hypothèses slaves et avares

Tout récemment M. L. Hauptmann, traitant [1] des rapports entre les Slaves et les Avares, d'un côté, et Byzance, de l'autre, reprend le passage de Jordanès qui fixe comme limites des Antes d'un côté la *civitas novietunensis* et le „lacus qui appellatur mursianus", de l'autre le Dniester et au Nord la Vistule, alors que les Antes ont la „partie recourbée" du Pont, du Dniester au Dniéper *(Getica,* V*)*.

L'identification de Novietunum avec Isaccea ne donne pas une possibilité de limite occidentale: il aurait été bien étroit en effet ce territoire slave, borné au seul Boudchak des Tatars, à la Bessarabie méridionale. Mais on ne peut pas penser à Novae, dont le souvenir devait être bien vif pour Cassiodore, dont Jordanès copie le texte. La „Flutausis" doit être lu en effet „flumen Tausis", mais ce ne peut pas être l'Olt, l'Aluta des Romains; il faut penser plutôt au Timiş *(Tausis)*. M. Hauptmann verrait dans le „lacus Mursianus" le *Museus* (Buzău), ce qui est totalement impossible; il faut dire la même chose de l'hypothèse „Moesianus" (de Moesie). On ne pourrait pas trouver un vrai nom lui correspondant. Je crois qu'il faut se rendre compte du fait que la source de Cassiodore même était la tradition orale des Goths de Théodoric, qui venaient de la rive droite du Danube. Comme la Transylvanie est traversée par la rivière du Murăş (cf. aussi la Moriséna de la Vie de St. Gérard, évêque du Banat; Florianus, *Fontes*), peut-être la racine de ce nom de fleuve se rencontre-t-elle dans le prétendu lac de la Dobrogea actuelle (l'Olt a aussi un correspondant aussi loin que l'Olteniţa au Sud de Bucarest).

Comme valeur géographique, du reste, tout ce que donne Jordanès est d'une valeur plus que médiocre. Il n'avait pas de

[1] *Byzantion*, IV, p. 138 et suiv.

carte devant lui, et qu'est-ce que pouvait valoir une carte de ce temps-là ? Ces traditions orales germaniques étaient la seule information. M. Hauptmann lui-même, ayant des cartes, croit pouvoir passer par la vallée de l'Olt à Predeal et fait naître le Gilort dans la montagne transylvaine.

Influencé tout de même par le livre absurde de M. Diculescu *(Die Gepiden)*, M. Hauptmann admet une domination gépide de la rive gauche du Danube. Mais (voy. mon étude dans les *Mélanges Schlumberger)* les Gépides n'y avaient que faire et le Danube est resté toujours: „d'Empire“. Je ne vois pas non plus en 493 les Koutrigoures „bulgares“ s'étendant des Portes de Fer à la Mer d'Azov (p. 144). Toutes ces déterminations géographiques et historiques effraient un peu. Bien entendu Turris (Procope, III, 14, 31-34) est Turnu, en Valachie, et pas Tyras, qui n'est pas au-delà de l' Ister.

N. Iorga.

Un témoignage autrichien des souffrances des Roumains du Banat à la fin du XVIII-e siècle

En 1783, donc à la veille de la révolte de Horia et Cloşca, fut écrite la description que nous donnons ici *in extenso* de la situation du paysan roumain au Banat. Ce témoignage précieux, échappé jusqu'à présent à l'attention de nos historiens, se trouve dans un petit volume écrit par Johann Friedel, *Fünfzig Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts an einen Freund, in Berlin.* Nous reproduisons le passage de la seconde édition du volume, publiée en 1784 à Leipzig et Berlin, in 8-o, pages 23-30:

„Der Bannat war wegen der Entfernung vom Sitze der Monarchie dem unbedingten Eigendünkel der Herren von der Administration unterworfen. Es schien als wären die Einwohner Stiefkinder die die Skorpionsgeissel verdient hätten. Die damaligen Administrationsrätte warfen sich zu Satrapen auf, und schlemmten die Einkünfte dieses ergiebigen Landes unter Sauss und Brauss in der sichern Ueberzeugung durch, dass das Klaggeschrei der Bedrückten nie bis zu den Ohren der gütigen Fürstin gelangen würde. Sie trieben ihre Unverschämtheit so weit, dass sie dreist genug wurden, diese Nation bei der Fürstin als eine flüchtige Räuberbande, und als Gesindel, das vom Betteln entweder, oder

vom Diebstahle sich nährte, zu schildern. Rebelliongeist, Meuterey, Halsstarrigkeit, Verrätherey, Müssiggang, Faulheit, — kurz, jedes Laster wurde der armen an der Gränze wohnenden Nation angedichtet. Natürlich erreichten die Herren Räthe sehr bald ihren Endzweck, der darin bestand, durch die vorangeschickte schwärzeste Verläumdung jede, auch die gerechtsteste Klage, zum voraus schon bei dem Throne der Fürstin als das Geschrey übelgesinnter, unruhiger und starriger Rebellen verwerflich zu machen. Sich ganz ihren Lüsten und ihrer Raubbegierde überlassen zu können, wurde das Land unter Einem zugleich auch als das Unergiebigste von ihnen ausgeschrien; die Monarchie musste jährlich noch ungeheure Summen dahin schicken um nur die Besoldungen bestreiten zu können, weil die Einkünfte des Landes unendlich kleiner waren als diese Ausgaben sie forderten. Es war kein Wunder, dass die sonst gegen jedermann so überschwenglich gütige Fürstin zuletzt böse gegen diese Nation ward, da sie in jedem Rathe fast neue Klagen, neue Beschwerden von den Administrationsrätten zu Temessvar über sie hören musste.

Indess würden Sie's wohl glauben dass diese Unverschämten lediglich mit der Fürstin blinde Kuh spielten? Und wirklich ist es nicht anders. Es sind wenig Länder in unserer Monarchie, wo die Natur auch den kleinsten Fleiss seiner Einwohner mit so ergiebigem Segen lohnt; wenige Nationen, die so gutwillig, so gehorsam, so bereitwillig auf den Wink ihres Monarchen sind. Freylich wird am Ende der biederste Mann lässig, missvergnügt und stutzig, wenn er stets im Sklavenjoche schmachten muss. Und gerade so gieng es den Wallachen im Bannat. Keiner dieser Wallachen hatte ein Eigenthum; er konnte sich des Besitzes seines jetzigen Gutes nicht einmal für seine Kinder versichern. Der Geiz der Räthe gieng so weit, dass sie dem nächsten, dem besten Bauern, wenn er nur 30 Gulden zu ihren Händen erlegte, jedes Bauerngut, welches er verlangte, übergaben, und den alten Bewohner mit Weib und Kindern daraus vertrieben. War's nicht traurich anzusehn, wenn diese kleinen Tyrannen die zum Glück bestimmten Völker ihrer Fürstin mit Kaltblütigkeit ins Elend stürzten? Denn dadurch wurde der Fleiss ersticket; der Ackerbau, die Bevölkerung gehemmet, und jede Anhänglichkeit verdrungen, die den Unterthan erst zum Patrioten macht.

Musste der Wallach nicht selbst zu sich sprechen: Was nützt

es mich, dass ich meine Felder bestelle, Fleiss und Geschicklichkeit darauf wende, Vorrath sammle? Sobald ein Müssiggänger kömmt und seine Taxe erlegt, so jagt er mich von meinem Hause, von meinen urbar gemachten Feldern, raubt mir mein Vieh und meinen Vorrath. Warum soll ich für Fremde arbeiten? Ist es nicht besser, ich bringe meine Tage im Müssiggange zu, als im Schweisse meines Angesichts? Und so dachten sie wirklich alle! Sehen Sie nun die Ursache ein, warum der Wallach heute nicht mehr arbeitete, als er glaubte morgen verzehren zu müssen? Warum er in keinem Falle einen Vorrath besass? Warum ihm oft selbst die nöthigsten Bedürfnisse mangelten, die er sich lieber gar nicht anschaffen, als sich dem Verdrusse aussetzen wollte, nach überstandener Mühe seine Früchte dem nächsten dahergelaufenen Schurken abzutreten?

Aber noch wär ihr Schiksal leidlich gewesen, wenn je Elend durch Gewohnheit das Schreckliche verlieren kann. Allein die Herren Administrationsräthe befriedigten sich noch nicht mit dieser Barbarey. Sie schoben die Schuld des schlechten Zustandes von sich auf den Einwohner; und bedachten nicht, dass sie eben die Stöhrer des Glücks dieser Nation waren. Doch woher sollte diesem erlauchten Staatskörper dieser Gedanke kommen, da die meisten nicht die geringste Kenntniss besassen? Zween Räthe und ein Hofrath davon kamen in der Liverey auf der Kutsche des Generals Engelshofen dahin gefahren. Man brauchte Leute, um die Stellen zu besetzen. Engelshofen hatte die freye Vollmacht darzu. Er fand unter seinem Gesinde einige, die gelenker und schnellfüssiger waren, — er machte sie zu Kanzellisten, und beförderte sie so lange, bis sie die ersten Blutegel des Landes zu werden Gelegenheit hatten. Wenn man bedenkt, dass diese Herren in stetem Wohlleben das Jahr durchschwärmten, und einen Aufwand machten, wozu ihr Gehalt kaum zur Hälfte hinreichte, und dem ohngeachtet ihr baares Vermögen doch nach Hunderttausenden verechnen konnten, — wie? muss sich nicht der Gedanke jedem aufsteigen: dass jeder Pfennig mit dem Blute der Unterthanen gefärbt sey? Und wirklich war er's auch.

Sie verschlangen nicht nur die Revenüen des Fürsten, ohne zu gestehen, dass sie Revenüen eintreiben könnten, sondern benützten auch überdies den Unterthan, — der, wenn er je zur Leibeigenschafft bestinmt war, doch nur dem Fürsten, nicht

ihnen zugehörte, — so lang er sich rühren konnte. Sie trieben den Holtzhandel in der Provinz, gruben Bergwerke, bauten Hläuser, Gärten, — alles zu ihrem Nutzen, — und zwangen dabey den Wallachen zur Frohne. Sie und ihr Hausgesinde durchstrichen das Land, wie's ihnen gefiel, — aber Wägen, Pferde und Unterhalt mussten die Dorffschaften liefern. Sie empfiengen die Vergütungen für die dem Militär abgelieferte Fourage; — aber der Unterthan, dem's zugute kommen sollte, empfieng so viel als nichts dafür. Ich bin zu verdriesslich Ihnen mehrer desgleichen Schandthaten aufzudecken. Schliessen Sie selbst wie schwer es dem Wallachen gemacht ward sein bisschen zu fristen.

Thaten dies die ersten Väter des Landes, wie werden wohl die Untergeordneten mehr Gewissen geäussert haben? Sie werden es gleich erfahren.

Der Bannat war in 12 Oberämter getheilt. Jeder Unteramt hatte seine bestimmte Oberrichter unter sich, welche wieder ihre Unterrichter in den Dörfern hatten. Selten war ein wallachischer Bauer neun oder zehn Jahre Oberrichter, wo er nicht, — oder er müsste das Volteschlagen gar nicht verstanden haben, — seine Mädchen oft mit sechs bis zehn tausend Gulden ausstatten konnte. So viel Fett zogen schon die Oberrichter; steigen Sie nun durch alle Klassen der Unteramtleute, Oberamtleute, und wie sie weiter bis auf den Präsidenten heissen mochten, hinauf, welche ungeheure Summen mussten da nicht dem Lande abgedrücket und der Monarch darum bevortheilt werden!

Dies alles zusammen genommen, wer wird noch so unrecht seyn, und es den Bannater Wallachen verargen können, wenn sie die Hände in den Schooss legten, und bei einer Kolbe Kukuruz ihr Leben im Müssiggange fortlebten, unbekümmert, ob ihnen die Haut gar abgezogen werde oder nicht?

So stund die Verfassung dieses Landes, als einige redlichgesinnte Patrioten, unter denen vermuthlich auch der General Graf Zorn war, es wagten, dem Kaiser (Joseph II) in der Stille die wahre Lage der Sachen vorzulegen. Berührt von dem äussersten Elende dieses Landes, eilte er in diese Gegenden der abscheulichsten Tyranney... Er überraschte diese Satrapen. Jeder Unterthan wurde vorgeladen seine Beschwerden ihm selbst vorzutragen... Die alte Administration samt dem Präsidenten ward kassirt, nur wenige blieben. Die neue Administration, an deren

Spitze Graf Klary als Präsident stand, erhielt Befehl, nach dem Fingerzeige des Fürsten die Verbesserungen vorzunehmen.

Der Kaiser hob die Leibeigenschaft auf. Jeder Bauer erhielt ohnentgeldlich sein Eigenthum. Jeder Richter bekam eine, für alle Fälle festgesetzte Steuer-tabelle, nach denen sich die Bauern selbst regulieren konnten, da sie vorher, so oft die Herren in Temeswar Geld brauchten, Steuern erlegen mussten, ohne zu wissen, wofür? Das Frohn-reglement ward festgesetzt und ihre Frohnen ihnen an der Steuer zugute geschrieben; die Vorspann eine der drückendsten Lasten für den Wallachen, musste in Temeswar durchaus bezahlt werden, wofür der Vorspannehmer Billets erhielt, die er den Bauern statt der Bezahlung gab, dieser aber wieder statt baarem Gelde zur Zeit seiner Steuernablieferung zurückgab. Kurz man verhinderte alle Möglichkeit in Zukunft je nach Eigendünkel den Wallachen zu drucken".

Ces pages, décrivant en couleurs si vives la misère de la population roumaine du Banat, nous semblent d'autant plus dignes d'attention qu'elles sont écrites par un Autrichien, qui ne pouvait être soupçonné de plaider sa propre cause. Elles ne font que confirmer un état de choses connu, qui devait aboutir en Transylvanie à la révolte de l'année même de la publication de ces lettres.

Constantin J. Karadja.

Les rapports de Charlemagne avec Haroun-al-Rachid

— d'après une étude américaine récente [1] —

M. Buckler, un orientaliste, a eu l'idée, originale et féconde, d'analyser les rapports, si exagérés le plus souvent, entre Charlemagne et le grand calife de Bagdad, Haroun-al-Rachid, au point de vue de la rivalité entre cet Empire religieux des Abassides et la sécession espagnole des Oméiades de Cordoue, l'empereur franc n'étant donc pour le potentat oriental — rempli, en même temps du mépris musulman envers les chrétiens et d'un instinct orgueilleux qui vient, par Alexandre-le-Grand, de la millénaire basiléia de l'Orient— qu'un vassal décoré du caftan—

---

[1] F. W. Buckler, *Harunu' l- Rashid and Charles the Great* (Publications de la „Medieval Academy of America", Cambridge, Massachusetts, 1931).

comme les princes de Moldavie et de Valachie—, un émir d'Espagne et „un vali de Jérusalem" (p. 35), bref un instrument utile contre le rebelle du Maghreb ibérique (ambassade à Al-Mansour, 765, p. 50). Du côté de Charles, et aussi de Pépin, il y aurait eu même une „requête" pour remplir ce rôle *(petitioners;* p. V). M. Buckler pense aussi au double antagonisme entre Bagdad et Constantinople, d'un côté, et entre Constantinople et Rome, de l'autre (p. 5).

Le sujet avait été traité par un savant russe, M. Barthold, dont l'auteur présente les conclusions dans l'Appendice (cet orientaliste part du silence des sources orientales sur ces relations et il montre que jusqu'à la fin du X-e siècle les notions de l'Orient musulman à l'égard de l'Europe occidentale étaient vagues et fausses; mais il admet des liens de commerce assez étroits, en partie aussi par des Juifs comme cet Isaac qui apporte l'éléphant), par M. Vasiliev (dans le „Vizantiiski Vrémennik", XX, 1914) et par M. Joranson, *The alleged Frankish protectorate in Palestina,* dans l'„American Historical Review", XXXII (1927).

M. Buckler présente l'état de discorde de la domination musulmane en Espagne à cause du conflit entre les deux dynasties de califes et explique par les craintes du représentant des Abassides l'ambassade à Pépin que mentionnent les Annales de Metz et la chronique de Moissac (pp. 5-6); en ce moment même les Abassides prenaient l'Afrique berbère (p. 6). La conquête de la Gaule méridionale par Pépin en faisait l'arbitre dans les querelles ibériques (pp. 6-7). Une défaite, en 763, du général envoyé par les Abassides aurait rendu encore plus précieux le Franc (p. 8). L'ambassade du roi en 765 à Bagdad ne peut pas cependant avoir le but de chercher une alliance contre les Byzantins, qui n'étaient guère capables de menacer (cf. p. 9): il aura été question seulement d'obtenir le droit de pèlerinage, qui est, au fond la seule chose réelle dans ces rapports, si discutés. C'est aller bien loin que considérer Pépin comme l'émir nouvellement nommé par Bagdad pour l'Espagne encore rebelle (p. 10). Pour Charlemagne on ne voit pas trop son intention première d'alliance avec les rois lombards: le mariage avec la fille de Didier représente seulement une intention d'hériter de ses pays (cf. p. 11).

Suit la première expédition, malheureuse, du roi en Espagne (778). En 788 il avait auprès de lui un refugié musul-

man (p. 18). M. Buckler poursuit la pénétration de Charles au-delà des Pyrénées (pp. 18-20). Il place „vers la fin de 794" la mission à Bagdad de Sigismond et Lantfrid, ayant comme interprète le Juif Isaac (on rencontre de pareilles missions juives jusqu'au XV-e siècle pour les rapports du Chah turcoman de la Perse, Ouzoun-Hassan, avec la chrétienté).

Par delà cette ambassade, l'auteur revient aux vicissitudes de l'Espagne musulmane, où maintenant Charles pouvait se gagner aussi les villes (pp. 23-24). Il présente, d'après la lettre de Léon III à Charles (Grandes Annales de Lorsch, et d'Eginhard, ann. 810-813) les rapports en 813 avec le Califat, qui désavoue les attaques des Maures d'Afrique (pp. 24 25). Il s'arrête sur le roman arabe qui parle de l'envoi de l'éléphant à Charles, auquel il aurait été donné à Rome même (p. 25).

Mais considérer chaque échange d'émissaires entre l'empereur occidental et les Abassides comme un moyen de retenir Byzance, que nous avons jugée incapable d'offensive, c'est interpréter un peu la politique d'un roi barbare comme celle d'une chancellerie européenne, attentive au moindre mouvement, signalé par une information quotidienne, de l'adversaire (cf. pp. 26-27). Nous prêtons un peu de notre intelligence nerveuse, toujours sur le qui-vive, à une pensée plus lente, qui ne disposait d'aucune diplomatie au niveau de la nôtre.

Suit l'examen de la condition des chrétiens sujets au calife (p. 28 et suiv.). Le passage du Poeta Saxo où il est parlé de la „concession" du „locus sanctus Hierosolimorum" à Charles, à sa „dicio" perpétuelle peut, comme nous l'avons indiqué plus haut, être considéré seulement comme une espèce de fondaque pour pèlerins; toute tentative de prouver le contraire devra échouer.

De pareilles „concessions", même locations de terrain étaient dans les habitudes des princes musulmans: c'est ainsi que le khan des Tatars céda aux Génois, à la fin du XIII-e siècle, l'emplacement de Caffa, comme, du reste, bien avant cette date, les Comnène avaient loué ou donné aux Sultans d'Asie Mineure l'emplacement sur lequel ils bâtirent une mosquée. Ce que les Japonais accordèrent tour à tour à plusieurs États européens est un nouveau cas de possession pareille. Mais, même avec le „vilaïet" de vassal auquel a pensé l'érudit américain, céder à un chrétien une ville sainte de l'Islam est de toute impossibilité.

M. Buckler apporte un autre exemple d'envoi de clefs à Charlemagne: celui d'un potentat arabe d'Espagne qui promettait de livrer, si les circonstances le permettraient, la ville elle-même (p. 30, note 1: il s'agit de Huesca). Mais il n'y a aucun rapport entre ce gouverneur de ville et le chef du monde musulman entier. Les clefs pouvaient être un envoi du Patriarche, et la bannière aussi, qui aide à suggérer à l'auteur une inféodation. M. Kleinclausz [1] a complètement raison de considérer le *vexillum* comme un drapeau de procession (mais chez les Turcs le sandchak représentait la création d'un vassal, d'un *flambularius)*. Le drapeau pour un terrain seul est inadmissible. L'„autorité morale" dont parle M. Bréhier dans sa notice de la *Revue historique,* 1928, p. 287, ne cadre ni avec les conceptions de l'Orient, ni avec celles de l'Occident à cette époque.

Je crois que, pour bien saisir le sens de ces rapports, il faut faire trois parts: celle de la réalité, très médiocre dans ce cas, ensuite celle de l'interprétation donnée par les intermédiaires qui avaient tout intérêt à flatter le maître ou même le prince vers lequel ils étaient dirigés — ainsi les Annales franques présentent-elles les envoyés byzantins comme ayant salué Charlemagne, qui n'était pas pour le seul Siège légitime un empereur des Romains, comme basileus — et, troisièmement, l'impression produite sur ceux qui, l'exagérant, avaient intérêt à se tromper ou à montrer qu'ils se trompent (l'auteur l'a, du reste, entrevu).

On peut avoir un parallèle, très instructif, dans les missions, récemment analysées par M. Soranzo (voy. cette Revue, 1931), qui furent échangées entre les chefs de la chrétienté, le Pape au premier rang, au XIII-e et au commencement du XIV-e siècle avec les Mongols, eux-mêmes héritiers, avec un élément de mélange venant de la Chine, de ces conceptions orientales que M. Buckler a le mérite d'avoir si fortement affirmées. Ne disait-on pas que le Khan avait déjà accepté le passage au christianisme, qu'il se mettait à la disposition du Souverain Pontife et des rois de croisade alors que, de fait, il n'y avait que des gestes de courtoisie et des falsifications intéressées de la part de ces moines nestoriens qui remplaçaient à cette époque le Juif Isaac

[1] *La légende du protectorat de Charlemagne sur la Terre Sainte,* dans la revue „Syria", VII (1926), pp. 211-233.

de Charlemagne, qui aurait pu se le procurer lui-même, de l'Inde par Byzance, qui a une place pour cet animal dans le „Physiologus“ [1].

Mais il faut souscrire sans réserves à ce jugement de M. Buckler, qui correspond à celui que, plus d'une fois, nous avons porté nous-mêmes sur l'idée que Haroun se faisait de son pouvoir, dont il n'avait jamais reconnu l'égal, même parmi ceux de la même foi: „Il faut dès le commencement écarter une erreur initiale, celle de regarder les relations entre Haroun-al-Rachid et Charles comme une alliance dans le sens moderne du mot. Il n'en est pas ainsi dans les anciennes relations des Musulmans. Haroun-al-Rachid se regardait lui-même aussi bien comme le successeur des rois de Perse que comme celui du Prophète, et le roi de Perse était „roi des rois et ombre de Dieu sur la terre“. Par rapport à lui tous les autres rois étaient des vassaux; ils tenaient de lui leur situation royale. Où il ne pouvait pas être en personne, ils étaient ses délégués. Les liens entre le roi et son délégué était celui d'amour et d'amitié. Ces termes n'impliquaient jamais l'égalité.“

Le sens de l'„amitié“ pour les Orientaux est expliqué subtilement: ordinairement on passait à une équivalence des liens de famille, le plus faible étant „le fils“ de l'autre (on le voit dans les rapports entre Khosroès le jeune et les empereurs de Byzance). En ce qui concerne la valeur du „khilat“, correspondant au caftan des Turcs, M. Buckler lui-même se bute à la difficulté que Charles lui-même répond par un don semblable (p. 34).

Quand, un peu plus tard, en 807, après la mission „en Orient“ d'un Robert, le Patriarche de Jérusalem Thomas envoya les moines Georges et Félix (?), ils étaient accompagnés d'un „legatus regis Persarum“ (Annales franques, à cette date). Il est plus que probable qu'ils s'étaient adjoint eux-mêmes un „Perse“ quelconque; les tentes, les pièces de brocart pouvaient avoir une provenance plus modeste qu'un vrai don du Calife (voy. Buckler, pp. 36-37). Le Musulman et le chrétien qui vinrent en 831 à la Cour de Louis le Pieux étaient probablement de la même qualité et il serait bien difficile de les intégrer dans une

---

[1] M. Buckler voit bien ce qu'il y a de commun entre les deux Empires (p. 32, note 2).

politique suivie, de large envergure, en rapport avec l'attitude des califes envers Byzance, contre laquelle l'appui de l'Occident chrétien leur était de si faible valeur.

En finissant, l'auteur fait un grand effort de dialectique pour expliquer le manque de tout renseignement de la part des Orientaux sur cette „amitié" (sauf ce qu'en dit le roman arabe appelé à la rescousse par M. Vasiliev). Ces arguments ne forcent pas la conviction. S'il y avait eu une vraie action politique, on en aurait parlé dans ces sources aussi; or ce n'est pas le cas, et M. Barthold et Halphen ont raison d'opposer leur dénégation aux prétentions franques.

Les rapprocher des illusions du XIII-e siècle concernant les Mongols me paraît ajouter encore un élément essentiel d'explication.

En passant, l'auteur exprimé son opinion que le mariage de Charlemagne avec Irène, dont je crois avoir démontrer l'impossibilité (voy. Iorga, *Orient et Occident au moyen-âge*), lui aurait créé des droits sur Byzance (pp. 20 et 21, note 1): c'est pourquoi son couronnement par le Pape l'aurait „ennuyé". Du reste, cette partie aussi est traitée avec le soin le plus minutieux, qui fait honneur à l'école américaine d'études du moyen-âge. Certains cercles de Constantinople seuls auraient déconseillé le mariage comme „inexpedient" (p. 22, note 2).

N. Iorga.

Une inscription grecque sous le Sultan Mousa, 1407-1408, dans la région d'Ochrida

Gelzer donne, dans son étude *Der wieder aufgefundene Kodex des Hl. Klemens und andere auf den Patriarchat Ochrida bezügliche Urkundensammlungen* („Berichte" de la Société saxonne de Leipzig), 1903, p. 54, l'inscription de l'église du village d'Elchani (Ελσάνι) „à deux heures d'Ochrida". Datée du 11 juin 1743, elle rappelle la première fondation ἐπὶ τοῖς βασιλίας αὐφθθέντου Τζαλαπὶ καὶ ἀφθέντου ὄντος τοῦ παιψιλοτάτου αὐφθέντου εἰς ἐπίκιον καὶ ἀρχιερατεύοντα τοῦ πανιερωτάτου ἀρχιεπισκόπου Βουλγαρίας Ματθέως, ἐπὶ ἐτοῦς ͵ςϠϊς'.

Il est question donc de la domination du côté d'Ochrida du βασιλεὺς αὐθέντης Tchélebi, *donc du Sultan Mousa, fils de Bajazet.*

Après le nom de l'„empereur", qui avait donc étendu jusque-là ses possessions, il y a l'αὐθεντεύων local dont le nom a été partagé en deux: de Εἰσεπίκιον il faut tirer Isa-beg, dont le rôle dans ces régions de l'Occident balcanique est bien connu (voy. mes *Notes et extraits pour l'histoire des croisades au XV-e siècle, seconde série).* L'archevêque d'Ochrida, portant l'ancien titre de chef de l'Église de Bulgarie, était Mathieu. La date, 6916, correspond à 1407 ou 1408.

Gelzer ne s'arrêtait (p. 55) que sur la personne de ce Mathieu.

A un autre endroit est mentionné le passage fréquent de Serbes et d'Albanais à l'Islam avant la conquête de Constantinople par les Turcs (p. 99).

Tel document, d'environ 1400, contient le reproche d'un oecuménique à son rival d'Ochrida qui avait consacré des évêques à Sofia et à Vidine (pp. 99-100). La réponse (pp. 100-101).

Cette réponse se rapporte à la même situation sous Mousa. Le Patriarche d'Ochrida déclare que Mathieu, son prédécesseur, avait eu le droit de le faire, étant même un parfait connaisseur des canons. „Il a visité même Constantinople pendant la guerre entre Mahomet I-er et son frère Μωσῆ Τζαλαπῆ et a été brillamment reçu par l'empereur, le Sénat et le synode. C'est alors qu'on a dû fixer et reconnaître solennellement les frontières entre Ochrida et Constantinople. Il se rapporte enfin, comme de coutume, aux chrysobulles impériaux, ceux, bien connus, de Basile II, confirmés par Michel Paléologue" (pp. 100-101).

Une lettre, d'une ampleur rhétorique sans égale, est adressée à l'empereur Manuel pour le même but (pp. 101-102). On annonçait une publication de M. Balastchev dans *l'Archiv für slavische Philologie:* elle n'a pas été donnée, je le crois.

N. Iorga.

Sur les deux prétendants Moustafa du XV-e siècle

Dans des notes d'un clerc de Salonique, publiées par M. Kougéas dans la *Byz. Zeitschrift,* XXIII, p. 148, est marqué le commencement du siège de la ville, au nom de l'„impie" Mourad, αὐθέντης des Turcs, par Barac fils de Vranas (Μπαράκου τοῦ Βρανέέως). Il n'y a pas de doutes à écarter. M. Kougéas cite Chalkokondyle;

le nom du chef turc se trouve dans mes rapports vénitiens, *Notes et extraits*, I[1], p. 401. La date est 13 juin 1422.

Une autre notice présente l'arrivée d'Asie par Gallipolis, avec le secours des Génois et contre la volonté de l'empereur Manuel, du prince héritier Mourad, „fils du Sultan", et de son oncle, fils de Baiézid, Moustafa. Celui-ci se saisit de l'armée, mais le Sultan régnant le fit pendre. Sur ce Moustafa voy. notre ouvrage ci-dessus, p. 225 et note 5. Venise lui avait refusé en 1415 ses vaisseaux *(ibid.*, p. 226, no. 2).

Un rapport vénitien de Constantinople *(ibid.*, p. 316, no. 4) parle d'un autre passage à Gallipolis, mais d'une manière confuse. Le prétendant passe cependant le 20 janvier d'Europe en Asie, pour revenir. Au printemps de l'année 1425 il était à Salonique *(ibid.* pp. 392, 394, 400-403 note 2, 408, 417, 425). La victoire dont il est question: „intravit usque ad tendas campi" est de la fin de 1426 *(ibid.*, p. 437; cf. pp. 438-439). Il disparaît bientôt *(ibid.*, p. 447). Il se rend chez le despote serbe et on apprend en Crète qu'il a été „décapité ou pendu" *(ibid.*, pp. 453-454). Un faux Moustafa en 1429 *(ibid.*, pp. 489 et 490).

La notice grecque précise que le prétendant avait été mis à mort à Andrinople.

Mais une autre notice parle du départ, le 24 janvier 1423, du prince Mourad pour se saisir de son frère, un autre Moustafa, chassé de Constantinople par Manuel. Son pédagogue le livre à Nicée, de concert avec „le Turc Ibibar Aliazi"; le 20 janvier (lire: février), ce second prétendent est étranglé (p. 154). Sur ces événements voy. *Notes et extraits*, I[1], p. 324, note 1 (Constantinople avait été assiégée à cause de la présence de Moustafa). Nous avons donné *ibid.*, p. 392, note 1, tout ce qui concerne ce „Moustaphopoulos", cet „enfant Moustafa".

Une autre parle du départ de Jean VIII pour Florence; le Pape lui donne pour la défense de Constantinople 300 τζαγκράτορες et deux vaisseaux (pp. 152-153), sous le commandement du despote Constantin, ἀνὴρ εὐάριστος (pas ὃχ ἄρισος) συνετός τε καὶ φρόνιμος καὶ σώφρων καὶ ἀνδρεῖος.

On voit à cette époque des marchands grecs de Salonique aller à Tana (εἰς τὸν Τάναϊν; p. 153).

N. Iorga.

Une mission roumaine à Belgrade en 1872

A l'occasion de la déclaration de la majorité du prince Milan des fêtes solennelles eurent lieu à Belgrade du 9 au 12 août 1872. Le prince Charles I-er de Roumanie s'y fit représenter par le colonel Alexandre Zefcari et l'aide-de-camp major Constantin Filitti [1].

Je retrouve dans mes papiers de famille le texte de l'allocution de la délégation roumaine au nouveau chef de l'État serbe.

„S. A. le prince Charles I de Roumanie, notre auguste Souverain, nous a chargés de féliciter V. A. en ce jour où elle prend en mains les rênes du gouvernement de la Serbie. La date d'aujourd'hui inaugure une nouvelle el belle page dans l'histoire serbe et pour nous, Altesse, nous désirons maintenir intactes les relations séculaires entre la Serbie et la Roumanie, relations qui nous sont si chères et qui exercent une heureuse influence sur le développement et la prospérité des deux pays".

Le prince Milan leur répondit ;

„Messieurs, je suis particulièrement touché du témoignage de sympathie que S. A. le Prince Charles me donne aujourd'hui en envoyant des délégués spéciaux, chargés d'exprimer les sentiments qui l'animent envers moi et ma patrie. Je le remercie également de s'être fait représenter dans cette circonstance par des hommes aussi distingués. Les intérêts communs à nos deux pays sont nombreux, en dehors même de la politique, et je regarderai toujours comme un devoir de maintenir et resserrer les liens qui les unissent, ainsi que l'a fait mon illustre et regretté prédécesseur. L'accomplissement de ce devoir me sera d'autant plus doux et facile que S. A. S. m'a déjà témoigné à plusieurs reprises les sentiments amicaux que vous venez d'exprimer. Veuillez dire à S. A. que je saisirai avec empressement toutes les occasions de prouver que j'en conserve un souvenir reconnaissant".

J'ai aussi la liste des cadeaux qui furent offerts au prince Milan le 10/21 août : la municipalité de Belgrade, un surtout de table en argent ; le département de Czerna Reka, un canon ;

[1] *Notes sur la vie du roi Charles de Roumanie, par un témoin oculaire*, tome II, Bucarest 1896, p. 134. Communication officielle, en ma possession, du général J. Florescu, ministre de la guerre. Iorga, *Correspondance diplomatique roumaine sous le roi Charles I (1866-1880)*, Paris, 1923, p. 93 ; le même, *Politica externă a Regelui Carol I.*

l'arrondissement de Jelovatz et celui de Orachin, ainsi que les départements de Valiévo et de Jagodina, des boeufs; l'arrondissements de Lassenitza, un sabre; l'arrondissement du Danube, un cheval avec son harnachement; le département de Roudnik et la ville de Loznitza, des drapeaux; la municipalité de Schabatz un écritoire en os; le département de Kragouïévatz, un tapis; l'école des jeunes filles de Belgrade, deux coussins; Hamovatz, une bague à émeraude; le corps des officiers, un album; la municipalité de Négotine, du vin et du caviar.

Les fêtes se déroulèrent à Belgrade du 9 au 12 août. Entre autres, le 11 août, à 9 heures du soir, dans la cour du restaurant „Paris", une troupe organisa des danses françaises, qui paraissent un peu démodées aujourd'hui: polka, lanciers, quadrille, mazourka et des danses nationales serbes: hora, vlajona, zaïam, neda grivna, nisevacico choro.

Il y eut au Palais deux diners de gala, le 10 et le 12 août. Mon père, grand gourmand et gourmet à la fois, a conservé l'un des menus, digne en effet de Lucullus. Le voici, au moins sur papier: purée de volaille, caviar garni, pâtés de foie gras, mayonnaise de poisson, petits pâtés à la russe, esturgeon à la broche, fricandeau de cerf à la jardinière, filets de poulet garnis aux pois verts, salmis de bécasse aux truffes, asperges de table au beurre, escaloppes de perdrix, faisans, dindon, cailles rôties, boudin d'amandes, gelée de marasquin garnie, glaces de framboises et d'ananas.

Pendant le repas, la musique militaire exécuta des airs un peu différents de ceux qu'on préférerait aujourd'hui: marche solennelles de Cizek; variations sur le cornet à piston, de Strek; balabille de l'opéra l'Étoile du sud, de Meyerbeer; chants serbes en potpourri, de Cizek; variations pour la clarinette de Serpent; bal slave, quadrille de Strauss; fantaisie de l'opéra Norma; solo de cornet à piston, de Rosenkranz; Anna-polka de concert, par Legendre; la marche du couronnement de l'opéra *Le Prophète* de Meyerbeer.

J'ai pensé que ces quelques souvenirs, vieux déjà de soixante ans, des relations toujours cordiales[1] avec nos voisins yougoslaves, ne seraient pas dénués de tout intérêt.

J. C. Filitti.

[1] Cf. la lettre du prince Alexandre Karaguéorguévitch au prince Georges Bibescu, que j'ai publiée dans cette même revue, III (1926), p. 92.

Une lettre bulgare du Métropolite de Philippopolis en 1784

Parmi les papiers conservés au Métoque du Saint Sépulcre à Constantinople — et que je connais par les photographies donnés à l'Académie Roumaine par M. Marcel Romanescu, secrétaire de Légation, il y en a un qui pour l'histoire du développement de la conscience bulgare au XVIII-e siècle et pour celui de la langue elle-même me paraît avoir une importance toute particulière.

Il s'agit d'un acte, daté de 1784, par lequel le Métropolite de Philippopolis (фїлибиньцки) Cyrille, avec les cmètes petits et grands, tchorbadchis, clergé et „épitropes", ainsi que le reste de ses ouailles, demande qu'on vienne en aide au couvent moréote de Mégaspiléon „qui conserve l'image de la trèssainte Mère de Dieu peinte par le célèbre Saint Apôtre et Évangeliste Luc".

Le caractère même de l'écriture est différent de ce que donnent les autres pays qui employaient les lettres cyriliennes; il est d'une très belle ligne.

Les liens entre le „Phanariote" et ceux qui vivent sous sa crosse ne correspondent pas trop à la légende de l'inimitié mortelle qui aurait séparé les fidèles de leur pasteur étranger.

Nous ne saurions pas dire si on conserve beaucoup de documents de cette façon.

N. Iorga.

Michel-le-Brave et la poésie populaire des Bulgares

Dans le „Bulletin du Musée national d'ethnographie de Sofia", 3-e année, fasc. 3-4 (Sofia 1923), M. Trifonov présente des chansons populaires bulgares du XVI-e siècle à contenu historique. Après celles qui ont rapport à la Transylvanie des Zápolya et à la reine Isabelle, il y en a qui regardent Michel-le-Brave, le réalisateur de l'unité politique roumaine à cette époque. Un résumé qu'on peut juger haineux en est donné en français. Le voici: „Les chansons sur Michel Vitiazoul montrent qu'alors la puissance turque s'effondrait et qu'approchait la domination bulgare [elle date de... 1878]. C'est le temps de Déli-Marko et de Baba

Novak, dont les traits sont mêlés à ceux des héros du moyen-âge, Krali Marko et Débel [de fait : Déli] Novak. Dans quelques-unes de ces chansons Michel Vitiazoul apparaît comme un coupable *(sic)* qui au moment des troubles (?) a épousé sa soeur et réduit sa mère en esclavage sans les reconnaître. Ces chansons ont dû apparaître tout d'abord parmi les paysans roumains dont la situation a empiré par les guerres *(sic)* de leur chef populaire *(sic)*. Quelques-unes rappellent même la fin malheureuse de celui-ci en le représentant tué par un coup de canon tiré de Boudin [= Vidine]".

De fait Michel Viteazul (le Brave), un prince, et pas un „chef populaire", est une grande personnalité historique qui prit des mesures agraires dont la qualification de M. Trifonov ne peut guère donner l'intelligence, est montré comme celui qui a fait soulever la Valachie et la Bogdanie (Moldavie). Ajoutons que les chefs religieux de la Bulgarie, le Métropolite Denis Rhalis à leur tête, l'appelaient au secours et que Baba Novac et Déli-Marco étaient des Serbes à son service. La soeur qu'il aurait épousé, Stantchitza, est de fait sa femme, Stanca. La mère qu'il aurait rendue esclave, Vişa, est la „femme", c'est-à-dire la concubine de son prédécesseur passé à l'Islam, Mihnea, et la mère du prince Radu Mihnea. Le nom de Viteazul est donné par la chanson bulgare elle-même, qui parle aussi des rapports de „Miaïl" aussi avec la Serbie et l'Allemagne (pp. 101-104).

N. Iorga.

L'expédition de Sobieski en Moldavie en 1686

M. Czeslaw Chowaniec, jeune historien polonais et conservateur de la Bibliothèque Polonaise de Paris, se consacre surtout à l'étude de l'époque du roi Jean III Sobieski et principalement aux relations polono-roumaines de cette époque. Ces relations étaient, comme on le sait, ce qu'elles sont parfois de nos jours : un grand malentendu. Ni les Polonais, ni les Roumains n'avaient compris les plans grandioses de Sobieski et, ce qui fut plus grave, les Polonais se méfiaient des Roumains et les Roumains se méfiaient des Polonais. Il y avait des esprits supérieurs qui avaient

un horizon plus large et voyaient plus loin, comme la famille des Costin ou le Métropolite Dosithée et Petriceicu, du côté roumain; comme les partisans de la politique du roi Sobieski en Pologne, mais ils durent céder ou succomber dans la lutte inégale contre les autres. Chose étrange : les deux peuples les mieux faits pour se comprendre, ayant les mêmes intérêts, les mêmes ennemis, les mêmes buts, ne purent jamais parvenir à s'entendre. Ils payèrent très cher ce malentendu, ce qui ne les empêchera pas de recommencer.

L'expédition de Jean Sobieski en Moldavie en 1686 dont s'occupe M. Chowaniec est un des épisodes de cette triste histoire. L'historien polonais la décrit parfaitement impartiellement, tout en rectifiant certaines erreurs qui pendant longtemps furent commises par des historiens roumains relativement au roi Sobieski, comme on le verra plus tard.

Dans cette expédition, M. Chowaniec ne voit qu'un fragment de l'histoire de la politique du roi Jean III, politique qui, selon l'historien polonais, créa la question orientale. En général, dit M. Chowaniec, les historiens modernes, depuis Hammer jusqu'à Driault, à travers les travaux de Sorel, Hagen, Cahuet, Beer, Uebersberger et d'autres, cherchent le commencement de la question orientale au XVIII-ème siècle et indiquent l'Empire russe comme le facteur qui l'aurait inaugurée et décidé de son orientation.

Or, ici on se base visiblement sur la vieille thèse de Hammer, qui regardait la paix de Carlowitz, en 1699, après la grande guerre de la Sainte Ligue contre les Turcs, comme une limite décisive entre la Turquie conquérante et le commencement de la déchéance de l'Empire. Cette thèse est parfaitement fausse, affirme M. Chowaniec. Car, si nous considérons que le traité de Carlowitz ne faisait que reconnaître l'état de la question orientale qui s'est établi vers la fin du XVII-ème siècle, il est clair que cette question devait exister avant le XVIII-ème siècle et, par conséquent, cette époque ne pouvait pas la créer. Et, dans ce cas, comment aurait-elle pu être inaugurée par la Russie qui avant le traité de Constantinople en 1700, conclu par Pierre-le-Grand, ne s'y intéressait nullement ?

Donc, selon M. Chowaniec, il faut reculer la naissance de la question orientale jusqu'au moment de la défense de Vienne et

l'éclatante victoire de Sobieski en 1683. C'est alors que fut brisée l'expansion impérialiste de l'Empire ottoman, qui dut reculer pour la première fois devant les armées chrétiennes.

Mais, au premier moment, personne ne sut s'orienter et profiter de cette victoire. Seul Sobieski voit clair. Le 20 octobre 1683 il écrit à sa femme (Marie-Casimire d'Arquien, mariée d'abord avec Jean Zamoyski, ensuite, après sa mort, avec Jean III Sobieski): „Le temps est venu, le temps que des siècles avaient attendu, et, si nous le laissons passer, nous en rendrons compte à Dieu".

C'est pourquoi, contrairement au désir de l'empereur Léopold I, il veut continuer à combattre les Turcs et poursuit leurs armées. Il a déjà le plan tout prêt de briser la puissance turque. D'après ce plan, les armées chrétiennes devaient agir ensemble: les Polonais en Moldavie et en Valachie, les Allemands en Hongrie et les Vénitiens en Dalmatie. Ainsi on délivrerait d'abord les pays carpathiques et danubiens et on provoquerait la révolte des peuples balcaniques. Puis les chrétiens se réuniraient à Nicopolis et iraient ensemble à Constantinople. Vu le désordre qui régnait à cette époque en Turquie, et dont Sobieski était fort bien renseigné par ses résidents à Constantinople, on pouvait réussir assez facilement; mais il fallait agir rapidement et en abandonnant tous les antagonismes. Malheureusement, le temps des croisades avait passé et chacun cherchait dans une guerre pareille son profit avant tout. Léopold I-er hésitait, craignait le danger français, se méfiait et, au fond, cherchait à tirer les marrons du feu par les mains de Sobieski, tout en redoutant le prestige de ce monarque. Louis XIV pactisait avec les chrétiens et avec les Turcs. Seul le Pape Innocent XI et les Vénitiens étaient prêts à aider Sobieski. Certes, le roi de Pologne, tout chevaleresque qu'il fût, avait aussi ses intérêts à défendre et cherchait aussi le profit de son pays. Petit-fils du Hetman Zolkiewski, une des plus pures figures du XVII-me siècle polonais, mort comme défenseur de la chrétienté contre les Turcs, Sobieski n'oubliait pas l'inscription du tombeau de son glorieux ancêtre à Zolkiew: „Exoriare meis aliquis ex ossibus ultor" et rêvait la destruction de l'Empire ottoman. D'autre part, il désirait attirer vers la Pologne les principautés roumaines: la Moldavie et la Valachie, et les lier avec son royaume par les mêmes

liens que la Lithuanie, c'est-à-dire par une sorte d'union, ce qui aurait créé une fédération puissante des États chrétiens contre la Turquie.

Cette idée de Sobieski trouva, comme on le sait, des partisans en Moldavie, car, en juillet 1684, un groupe de boïars roumains, Petriceicu en tête, lui avait remis „au nom de toute la terre moldave", à Zolkiew, une „supplique" lui demandant cette union. La religion et les privilèges des nobles devaient leur être assurés, du reste; la noblesse devait jouir des mêmes privilèges que la noblesse polonaise et lithuanienne.

De même le prince de Transylvanie, Apaffy, proposa au roi de Pologne, au mois de juin 1684, un traité éternel d'amitié et d'alliance, si la République polonaise lui garantit ses privilèges et ses droits. Et le prince de Valachie, Şerban Cantacuzène, voulait aussi reconnaître le protectorat polonais, de même que le chef des Hongrois, Éméric Tököly. Ce dernier demandait seulement qu'on lui assurât le titre de „princeps partium Hungariae".

Tout cela ne suffit pas cependant à Sobieski: il cherche encore à mettre de son côté la Russie et la Perse. Les tractations avec la Russie finirent mal pour la Pologne, car, pour s'assurer la paix de ce côté, Sobieski céda aux Russes, par le fameux traité dit en polonais „grzymultowski" (du nom du principal ambassadeur polonais, qui mena fort mal ces négociations et se laissa jouer par la diplomatie russe), des places si importantes pour la Pologne comme Kiev et Smolensk. En Perse travaillèrent plusieurs ambassadeurs polonais et il semblait à un certain moment qu'ils réussiront à soulever le Chah contre les Turcs. Surtout un des ambassadeurs, Théodore Miranowicz, se fit remarquer par son activité. Malheureusement il mourut à Ispahan, le 9 décembre 1686.

On envoyait aussi des ambassadeurs au Khan des Tatars de Crimée. Celui-ci, redoutant, d'un côté, les Turcs, d'autre part, les Cosaques et les Polonais, promettait tout et retirait ses promesses, toujours indécis et hésitant. Finalement il marcha avec les Turcs, ce qui, du reste, ne pouvait pas avoir une très grande importance pour les Polonais, car, au fond, ils ne pouvaient jamais compter sérieusement sur une amitié tatare.

Le plus grand malheur pour les entreprises grandioses de Sobieski étaient cependant les appétits de la Cour de Vienne, qui aurait voulu s'emparer des principautés roumaines, tandis que Sobieski

désirait, comme on l'a vu plus haut, les unir avec la Pologne par les mêmes liens qui unissaient ce pays à la Lithuanie. Or, ceci était incompatible avec les ambitions de la politique autrichienne, et cette politique fit tout son possible pour faire échouer les plans du roi de Pologne. Plus tard, les Tzars de la Russie hériteront de l'idée de Sobieski, sans hériter de sa manière de la comprendre, et cela donnera lieu à un duel, plus ou moins violent, mais constant, entre la Russie et l'Autriche, duel, qui, selon M. Chowaniec, dura pendant deux siècles et ne se laissa pas liquider par la médiation de Bismarck, ni par aucun compromis, et finalement eut son épilogue dans la Grande Guerre de 1914.

M. Chowaniec nous explique ainsi le rôle de l'expédition moldave de Jean III Sobieski en 1686 au cours d'une longue lutte, dont elle ne fut qu'un épisode, dans ses publications précédentes: „Sur l'histoire de la politique de Jean III après Vienne" dans le „Przeglad Powszechny"; „Sobieski et les Tatars", publié en 1927; „Sur la politique de Jean III dans le proche Orient (1683-1686)", publié en 1926 à Léopol.

Déjà en 1684 le roi s'est finalement entendu avec l'empereur pour commencer ensemble la guerre contre les Turcs. Les armées polonaises devaient prendre Chilia, Cetatea-Albă, Reni et Ismaïl, puis s'assurer de la Moldavie, en plaçant sur son trône Petriceicu, ensuite se rapprocher de la Valachie pour se mettre à côté du prince Şerban Cantacuzène et enfin les deux armées, après la prise de Bude par les armées de l'empereur, allaient se réunir à Timişoara. Cette ville sera en général considérée comme le meilleur point pour la réunion des armées polonaises et impériales.

Mais cette première guerre ne fut heureuse ni pour les Allemands, ni pour Sobieski. Il fallut, par conséquent, préparer mieux la suivante, et Sobieski s'en occupa activement. Selon lui, la campagne devait commencer au printemps, et il ne fallait pas s'attarder à prendre des forteresses, mais surtout avancer pour entrer dans le pays ennemi. Des forteresses privées de provisions finiraient par se rendre aux chrétiens, sans verser du sang. Cette fois, Sobieski projetait que l'armée polonaise traverserait les Carpathes et se réunirait avec l'armée allemande aux environs de Satu-Mare. Ensuite on agirait ensemble et, s'il fallait passer l'hiver en Transylvanie, on s'arrêterait dans les riches environs de Ti-

mişoara. Mais l'empereur et ensuite le nonce Pallavicini ne voulaient pas y consentir, et de nouveau commencèrent des tractations laborieuses et nuisibles pour la cause chrétienne. Cependant Sobieski ne voulait plus attendre la décision de Vienne et faisait des préparatifs énergiques pour commencer la guerre au commencement du printemps 1686.

Il pouvait en tout cas compter sur le Pape et le nonce, qui, d'abord hésitant et cherchant à retarder les choses pour arriver à concilier les ambitions autrichiennes et celles des Polonais, dut se mettre à l'oeuvre aussi. Il faut convenir qu'il le fit consciencieusement et avec beaucoup de bonne volonté, en achetant et en accumulant les provisions, les médicaments qu'il faisait venir de France, en arrangeant des dépôts pour y garder des provisions.

Sobieski et les Hetmans s'occupaient des troupes et appelaient aux armes la noblesse polonaise, brave, mais aimant tarder et peu disciplinée. Par malheur, Sobieski tomba malade au commencement du printemps, et cela retarda aussi les préparatifs et le rassemblement de l'armée, où le prestige personnel du roi pouvait plus que les Hetmans.

Ce ne fut qu'au mois de juin que le roi put partir, mais, dès qu'il arriva, les choses marchèrent rapidement. Les troupes lithuaniennes vinrent bientôt, suivies des Cosaques. Ces derniers étaient, comme toujours, en guerre avec leurs chefs, et il fallut les séparer en deux troupes, dont l'une resta pour garder la frontière de Podolie et l'autre suivit l'armée royale. On ne se rend pas compte aujourd'hui facilement de tout ce que devait vaincre Sobieski pour mettre ses troupes en marche et les maintenir en bonne forme.

La noblesse polonaise n'a jamais manqué de bravoure, ni de dévouement, mais elle savait mal obéir. Enfin toutes les difficultés sont écartées ou vaincues, et, le 19 juillet, le roi passe en revue l'armée polonaise et les Cosaques et, le 20 juillet, l'armée lithuanienne. C'était une revue où l'on examinait chaque régiment à part, et aussi bien le roi que les étrangers qui assistaient à la revue devaient avouer que l'armée se présentait très bien. L'ingénieur français au service de Jean III, Dupont, constate qu'il n'avait pas encore vu en Pologne une si belle armée. Et même le marquis de Béthune, très pessimiste, admirait cette armée, tout en ajoutant cependant qu'il serait désirable de rencontrer vite

l'ennemi, avant que les marches et les maladies ne fatiguent les soldats. Selon les différentes relations, dont certaines sont, croit M. Chowaniec, exagérées, il faut compter que les Polonais étaient au nombre de 25.000, les Lithuaniens de 10.000, et les Cosaques de 6.000. L'artillerie polonaise avait 72 canons, plutôt petits, et 12 mortiers, et la lithuanienne, 16 canons et 6 mortiers.

Presque toute l'aristocratie polonaise se trouva autour du roi, et il y eut aussi des princes et des aristocrates étrangers, surtout des Français. Aussi le camp se partageait-il en deux partis, celui qui aurait voulu suivre le conseil de l'ambassadeur français, hostile aux Habsbourg, et celui qui aurait désiré se conformer aux plans autrichiens. Cette fois-ci l'Autriche voulait à tout prix éloigner les troupes de la Transylvanie, où se trouvait déjà le général autrichien Scherffenberg, commettant des abus et des violences, dont les Transylvains se plaignaient tout le temps au roi de Pologne et le suppliaient de venir à leur aide. L'ambassadeur français comprenait parfaitement le jeu de l'Autriche et, de son côté, cherchait par tous les moyens à persuader Sobieski de se diriger par Sirete et Suceava vers la Transylvanie et là, s'arrêtant dans un pays fertile et riche, entre la Moldavie, la Valachie et la principauté d'Apaffi, d'attendre les résultats du siège de Bude, commencé par les Autrichiens.

A ce plan le parti austrophile opposait un autre, avec la marche sur le bord de Pruth, par Jassy et Cetatea-Albă, terminant par la destruction des habitations tatares du Boudchac, la conquête du littoral du Danube et les quartiers d'hiver en Valachie.

Jean III écoutait attentivement les uns et les autres et — contrairement à ses habitudes — restait indécis. Finalement on entra en Moldavie et on abandonna le plan transylvain. On a dû le regretter plus tard. M. Chowaniec nous conte la marche, pleine de difficultés, de l'armée vers Jassy et nous fait remarquer que le prince moldave, Constantin Cantemir, avait une attitude très équivoque au commencement de cette campagne, cherchant à se ménager aussi bien les sympathies des Polonais que celles des Turcs.

Au commencement, comme on le voit d'après le Journal du prince Jacques Sobieski, écrit jour par jour, le roi, tout en doutant un peu de la bonne foi de Cantemir, espérait pourtant que le prince moldave se rangerait, le cas échéant, de son côté. On

envoie chez Cantemir le 4 août, dimanche, un Jésuite — les Jésuites, comme on le sait, connaissaient fort bien la Moldavie et la Cour de Jassy —, Wierzchowski, pour traiter avec lui. Ce père revint le 9 août, vendredi, et déclara que Cantemir „a été très content de le voir et lui déclara son amitié pour le roi. Il l'a questionné sur notre armée, si elle était vraiment si près, à quoi il ne voulait pas croire, parce que l'avant-garde aurait pillé". Ici on voit déjà cette tendance à charger les Polonais de tous les abus possibles et imaginables que l'on verra plus tard encore plus définie chez Démètre Cantemir. Or, Sobieski n' avait pas d'intérêt à brûler Jassy, où il comptait passer l'hiver et où se trouvaient toutes ses provisions.

Mais en même temps que les envoyés du roi de Pologne arrivent à Jassy Kazy-Murza, envoyé de Noureddin-Sultan, qui devait se renseigner sur l'armée polonaise et ses opérations. Et le prince moldave lui donne très complaisamment tous les renseignements, que Kazy-Murza court immédiatement transmettre à Noureddin-Sultan. Les résultats sont aussi immédiats, car les Polonais rencontrent le lendemain déjà les reconnaissances envoyées par le Tatar, et les prisonniers que fait la cavalerie polonaise déclarent que ces reconnaissances avaient été envoyées sur la prière du prince Cantemir, qui voulait savoir si l'envoyé du roi avait dit la vérité et si l'armée polonaise se trouvait en effet si près.

Il est vrai aussi que Cantemir donnait d'assez bonnes raisons de sa conduite. Ancien officier polonais, il avait combattu dans les troupes de Jean-Casimir contre les Suédois et se targuait de son amitié pour la Pologne. Mais il n'était pas sûr que la Sainte Ligue et Sobieski resteraient victorieux et craignait pour son pouvoir et pour son pays. Au Père Jésuite il déclara entre autres que son fils aîné se trouvait comme otage dans les mains des Turcs et que Noureddin-Sultan menaçait de dévaster tout le pays, si Cantemir se rangerait du côté des Polonais. Donc il se voyait forcé de reculer vers Bârlad, mais promettait d'envoyer de là-bas des renseignements sur les Turcs et, si le roi chasserait les Tatars du Bugeac et parviendrait jusqu'au Danube, le prince moldave promettait qu'il sacrifierait alors même son fils aîné et marcherait avec les troupes polonaises.

Cependant on sut bientôt que Cantemir se retirait non pas a

Bârlad, mais vers Iepureni [1], c'est-à-dire vers l'armée turque. Le roi envoya alors le major Kaminski avec 400 dragons et six régiments de cavalerie dite valaque de Zawisza pour occuper Jassy et préserver la ville et le château des pillages et des vols. En arrivant à Jassy, les Polonais y apprirent par les Moldaves eux-mêmes le départ de Cantemir, qui se rendait chez les Turcs. Avant son départ il avait fait vider le château de Jassy et il emmenait les boïars moldaves avec lui. En apprenant ce fait, Sobieski voulut au premier moment envoyer la cavalerie polonaise à la poursuite du prince, mais il abandonna vite cette idée, ne voulant pas, comme il le disait, faire la guerre aux chrétiens.

Ici, il y a deux explications de la „trahison" de Cantemir. Les Polonais attribuaient alors officiellement cette décision à ce que le prince moldave avait peur du prétendant polonais, Petriceicu, qui, cependant, ne se trouvait pas alors dans le camps polonais Le fils et biographe de Cantemir l'attribuait au manque de sincérité du côté des Polonais, qui en même temps traitaient avec Cantemir et avec les boïars révoltés contre lui.

Quoi qu'il en soit, le prince moldave se mit du côté des Turcs, et Sobieski ne pouvait plus en douter. Le roi de Pologne entra à Jassy, où il fut reçu solennellement par les boïars polonophiles, qui abandonnèrent leur prince, par la population de la ville et surtout par le Métropolite Dosithée, ami des Polonais lui aussi. Voici la brève description de cette réception selon le Journal du prince royal Jacques Sobieski:

„Nous arrivâmes à Jassy. Chemin faisant nous avons vu de beaux monastères. Les bourgeois sortirent au devant du roi, et dans la ville les prêtres avec la musique et les icônes introduirent le roi. D'abord nous descendîmes dans notre petite église catholique, où l'on a chanté le *Te Deum solenniter*, puis nous allâmes *ad Metropolitanam*, où nous reçut un vieux Métropolite qui avait une mitre comme une couronne, ornée de pierres précieuses. Il portait sur sa poitrine la croix que le roi lui avait envoyée. Toute l'église est ornée de peintures et même *l'atrium* de l'église. Le Métropolite tint un discours adressé au roi et puis il fit le service. Ensuite nous allâmes au château, où il y avait deux salles fort belles au rez-de-chaussée, avec les murs et les plafonds incrustés de porcelaine. En haut il y avait deux salles

[1] Qui est cependant dans les environs; *N. I.*

avec de grandes fenêtres pour avoir la vue de tous les côtés et communiquant entre elles par une fenêtre. Les murs et le plafond sont peints d'or chinois, d'un travail très délicat, et ornés sur cela délicatement de fleurs. Là, nous avons dîné et après nous fîmes tour des églises".

Ce dîner est probablement le banquet que le roi de Pologne donna pour les Moldaves et pour les Polonais et auquel assistèrent les ambassadeurs de l'empereur allemand et des Vénitiens. Le roi y porta un toast pour les succès des armées chrétiennes, en soulignant que „la situation de l'Empire ottoman, entouré par les alliés chrétiens, devrait obliger ces derniers à se tendre la main" (les relations de l'ambassadeur autrichien Alberti, 23 octobre 1686).

On apprend que, conformément aux désirs de Sobieski, les troupes autrichiennes ont évacué la Transylvanie, ce qui, du reste, était exagéré, car l'empereur le fit à cause de la concentration de ses forces et du traité secret avec Apaffy. Mais Sobieski, ému par la visite des champs de Țuțora et les souvenirs de son aïeul Zolkiewski et d'autres membres de sa famille, morts dans les guerres contre la Turquie, crut que l'Autriche a enfin compris, parce qu'il avait besoin de le croire, et parce qu'il était décidé de marcher plus loin vers le Boudchak. Et, comme il prit Jassy désormais pour base de ses opérations, il s'efforça de fortifier la ville, en y laissant en même temps des dépôts de provisions pour la future campagne. Rien que ce détail peut nous prouver que l'incendie de Jassy fut, en ce qui concerne Sobieski, un coup de grâce pour ses plans, comme on le verra plus bas.

La marche des troupes polonaises, guidées par des guides moldaves, commence. Le 25 août l'avant-garde polonaise est sérieusement attaquée par des Tatars : l'arrivée un peu tardive du gros des troupes donne la victoire aux Polonais, mais en même temps on se rend compte que l'ennemi a adopté une méthode fort avantageuse pour lui. Les Turcs et les Tatars ne veulent pas accepter la bataille, mais, en se montrant et en fuyant toujours, fatiguer l'armée polonaise, qui doit marcher dans un pays peu connu, par une chaleur accablante — à laquelle beaucoup de Polonais n'étaient pas habitués — et sans trouver ni vivres, ni pâturages, car les Tatars avaient dévasté tout le pays.

La situation devient de plus en plus difficile. L'armée com-

mence à se lasser ; le roi sent qu'il est impossible de continuer. Il essaye encore de forcer les Tatars à accepter une bataille, mais, lorsque tous ses efforts restent vains, il cède au conseil de guerre le 2 septembre et se décide à revenir à Jassy, d'où on pourrait marcher ensuite vers la Valachie.

Cette marche est exécutée parfaitement et M. Chowaniec l'appelle la „marche stratégique". Pendant son cours les Turcs cherchent à tirer sur les Polonais. Sobieski espère de nouveau qu'il aura une bataille qui relèverait l'esprit des troupes, mais il est de nouveau déçu. Il faut revenir à Jassy.

Là toute la correspondance attend le roi, qui s'y précipite avidement. Hélas, il n'y trouve aucune bonne nouvelle. Il serait bien content s'il apprendrait la prise de Bude, qui eut lieu juste le 2 septembre, le jour où Sobieski dut se résigner à revenir à Jassy. Tout aurait été changé. Mais il n'en sait rien, et, quand il apprendra cette bonne nouvelle, elle n'aura plus de valeur pour lui.

Le 15 septembre éclata le premier incendie à Jassy. M. Chowaniec croit que le feu fut mis soit sur l'ordre des Turcs, soit sur celui de Cantemir lui-même. Le fait est qu'il se propagea très vite, ayant commencé dans un des monastères où se trouvait le principal dépôt des provisions polonaises. Les trois autres monastères furent brûlés aussi et beaucoup de maisons, mais surtout les fortifications et tous les dépôts de provisions polonaises.

Le coup fut dur pour Sobieski. Il avait fait de Jassy la base de toutes ses opérations ; il voyait tous ses espoirs anéantis. Il comprenait que la possession de la capitale moldave lui donnait en quelque sorte un pouvoir symbolique sur tout le pays et il devait y renoncer, ne voulant pas être coupé de la Pologne et rester sans vivres dans un pays complètement dévasté. Maintenant il devait évacuer Jassy et l'abandonner à Cantemir et aux Turcs.

Le 17 septembre, dans l'après-midi, les troupes polonaises quittèrent la capitale moldave, accompagnées par une quarantaine de boïars, avec leurs familles et leurs biens. C'étaient les seigneurs moldaves qui se rangeaient du côté de Sobieski. Le Métropolite Dosithée se joignit à ces exilés volontaires, emportant avec lui le trésor de son église. Et, comme on a souvent reproché aux Polonais d'avoir emmené le Métropolite par la force et d'avoir emporté en même temps ce trésor, M. Chowaniec remarque

que déjà un historien polonais, Sokolowski, démontra, une fois pour toutes, combien ces accusations étaient fausses, mais en même temps il cite quelques témoignages sérieux des contemporains, prouvant que le Métropolite quitta lui-même Jassy, probablement redoutant pour lui la fin des frères Costin, auxquels Cantemir ne pardonna jamais leurs sympathies polonaises.

Sur le chemin de retour, les Turcs et les troupes de Cantemir firent semblant d'attaquer les Polonais, mais ils se dérobèrent ensuite. D'autre part, le roi savait que sur les frontières polonaises l'ennemi cherchera à couper à l'armée les possibilités de communiquer avec le pays, et aussi que les forces qu'il avait laissées dans les petits forts sur son chemin étaient insuffisantes pour la défense des mêmes frontières. Il continua son retour la mort dans l'âme. On surprit et extermina un détachement de 2.000 Tatars dans la nuit, mais cela ne changea rien à la situation.

Ce ne fut qu'à Sniatyn que le roi apprit la prise de Bude. Sobieski n'avait pas encore perdu tout espoir. Il chercha à ranimer ses soldats, à les faire restaurer et il se proposait de marcher vers le Dniester et Hotin. Malheureusement l'orage commençait à menacer de nouveau la Pologne du côté de Kamieniec, l'armée était fatiguée et démoralisée : il fallut renoncer à tout espoir de continuer la guerre en Moldavie ou ailleurs et penser à la défense du territore polonais.

Ainsi finit l'expédition de Jean III de 1686 en Moldavie. M. Chowaniec voit la cause de son insuccès premièrement dans l'ignorance du pays et du terrain de la campagne, ensuite dans la mauvaise exécution des plans du roi et enfin dans un abattement moral qui s'empara alors de l'âme de Sobieski. Il est certain que le roi n'était pas pendant cette campagne le même chef que pendant celle de Vienne ou celles qui l'avaient précédé et qui avaient rendu son nom célèbre.

Plus tard, en écrivant au Pape, Sobieski remarquera aussi qu'il a dû combattre surtout les éléments, car pendant quatre mois il n'y eut pas de pluie, ni même de rosée le soir, ce qui le forçait à marcher toujours le long du Pruth, parce que les petites rivières n'avaient plus d'eau. Et il remarque un peu tristement que son expédition n'a servi en somme qu'à aider les Autrichiens à prendre Bude, car une partie des troupes ottomanes,

occupées par les Polonais, n'a pas pu aller au secours de cette ville assiégée.

M. Chowaniec se sert dans son ouvrage pour la première fois d'une source inédite et très précieuse, surtout quand il s'agit de certaines dates: de ce Journal du prince royal Jacques Sobieski, fils aîné du roi Jean III. Jacques Sobieski, né en 1667, mort en 1737, accompagna dès sa première jeunesse son père dans ses expéditions militaires. Comme il nous l'apprend lui-même : „parenti meo clementissimo placuit me sibi omnibus belli periculis bellique laboribus adjungere, ut primam belli disciplinam rudeque meum adhuc tyrocinium sub duce tanto peragerem". A seize ans il prend part à la bataille de Vienne, en 1683, puis, en 1684 et en 1686, à deux campagnes; en 1687, il commande nominalement l'armée, remplaçant son père malade; en 1691 il prend part à la nouvelle campagne moldave.

La Bibliothèque des Zaluski n'échappa pas au triste sort des richesses intellectuelles et artistiques polonaises et fut dispersée et emportée en Russie. Beaucoup de livres furent naturellement perdus, car le déménagement fait par des soldats incultes et illettrés fut lamentable. Les mémoires du XVIII-ème siècle nous en ont gardé plus d'un souvenir. Des chars innombrables, traînés tantôt par des chevaux, tantôt — et le plus souvent — par des boeufs, s'acheminaient lentement vers l'Est, et, comme c'était en automne, s'enfonçant dans les ornières boueuses des routes; alors plus d'un livre précieux tombait du char et restait là, dans la boue. Parfois un Polonais le rammasait pieusement et gardait ces restes du trésor national; parfois le livre disparaissait pour toujours.

Ce ne fut qu'après le traité de Riga que la Pologne retrouva une partie de ces trésors pillés, qui revinrent enfin à leur véritable possesseur. Le Journal du prince Jacques Sobieski appartenait aussi en partie à ces trésors. M. Chowaniec suppose que ce Journal fut écrit, probablement, sur l'ordre du roi Jean, par le jeune prince de vingt ans, chaque jour, pour mentionner tous les évènements de ladite expédition. Les feuillets du manuscrit sont divisés en deux parties, dont ceux de 29/VI à 10/IX et de 26/IX à 10/X se trouvaient parmi les manuscrits de la Bibliothèque des Zaluski, pour être ensuite pendant longtemps déposés à la Bibliothèque Publique de Pétersbourg; aujourd'hui ils se trouvent à la Bibliothèque de l'Université de

Varsovie. Mais les feuillets de 11/IX à 25/IX et de 11/X à 23/X se trouvent à Cracovie (manuscrit 1378). A M. Chowaniec revient le grand mérite d'avoir su découvrir et réunir ces deux parties du manuscrit si intéressant pour la Pologne et pour la Roumanie et qui permet d'établir toutes les' dates et tous les événements de l'expédition polonaise en Moldavie en 1686.

Les notes du prince Jacques sont assez brèves, mais nettes et précises. On dirait: un petit „pro memoria", devant servir à établir les dates et les noms. De temps à autre quelque chose attire particulièrement l'attention du jeune prince, comme l'entrée à Jassy et le château princier de cette ville; mais ces moments sont rares. Il est visible qu'il trouve plus intéressant de noter seulement les opérations militaires et de mentionner les lieux où ces opérations ont eu lieu. Souvent au lieu du nom il donne le titre du personnage dont il parle, et ici il faut souligner le mérite de M. Chowaniec, qui nous donne tous ces noms, jadis familiers, aujourd'hui plus difficiles à retrouver, dans des notes soigneusement établies.

Comment le manuscrit du prince Jacques est-il arrivé à la Bibliothèque Zaluski? M. Chowaniec suppose qu'il fut légué par le testament du prince avec les autres papiers à son ami, un grand bibliophile, l'évêque Joseph Zaluski, fondateur de la Bibliothèque du même nom.

Comme son père, Jacques Sobieski n'a pas vu la réalisation de ses rêves. A l'église de Zolkiew, parmi les autres souvenirs de la famille de Sobieski, se trouvait aussi le portrait du prince Jacques recevant une couronne des mains d'un ange, avec cette inscription: „Si non hujus, alterius mundi". Ce n'est que la dernière prophétie qui a pu se réaliser.

Les fils du roi Jean III moururent tristement, écartés du trône. Quant à leur héroïque père, il avait vu ses plans grandioses et son rêve d'arrêter l'expansion de l'empire des Habsbourg vers le Danube se tourner au profit de ceux-ci et au détriment de son propre pays. Et, aujourd'hui, comme le plus lointain témoignage de ces vastes plans pour la délivrance de la chrétienté opprimée par les Turcs, il reste encore au cimetière chrétien d'Ispahan une dalle sur un vieux tombeau avec cette brève et expressive inscription: „Ici repose un pécheur, Théodore Miranowicz, ambassadeur de Sa Majesté roi de Pologne, 9 décembre 1686".

Marie Kasterska-Sergescu.

Sur l'origine de la „fierie".

La „fierie" a beaucoup intrigué tous ceux qui se sont occupés de l'histoire des anciennes institutions roumaines. Le plus ancien document qui y fasse allusion est, à notre connaissance, un acte de 1574 transcrit par Xénopol, puis par M. Peretz dans son cours d'histoire du droit roumain [1]. En voici la traduction :

„Nous, Iancu Voévode, par la grâce de Dieu prince du pays de Moldavie, attendu que devant nous et devant nos boïars a comparu Gabriel fils d'Avram de Straoani, et qu'il a intenté un procès à Griga et à Alexa, fils de Mihailaş, pour la moitié de l'emplacement du village du sommet du Ciuhru, à savoir Durniţi, qui maintenant s'appelle Verbea, lequel ils ont acheté d'Avram père de Gavril pour 200 ducats tatars, et qu'il a déclaré que son père n'a pas vendu à leur père cette moitié de village, mais qu'il leur a vendu seulement un tiers de la moitié du village, avons recherché l'acte qu'ils avaient [obtenu] d'Alexandre Voévode et avons appris qu'il avait un acte d'Alexandre Voévode pour la moitié du village ; en conséquence Gabriel fils d'Avram a perdu son procès, et Griga et Alexa, fils de Mihăilaş, ont oltenu satisfaction et ont versé 12 ducats à notre trésor *à titre de „ferie"* ; il s'en suit que désormais Gabriel ne devra plus chercher querelle à Griga et à Alexa pour cette question et qu'ils ne devront plus jamais avoir de prétentions, le présent jugement étant émis par nous. Fait à Hârlău, le 21 septembre de l'année 1089. Le prince a dit..."

On voit en quoi consiste la *ferie :* La partie qui a gagné le procès, moyennant le versement d'une certaine somme au Trésor princier, obtient l'assurance qu'elle ne sera plus inquiétée à l'avenir. C'est une taxe fixée par le prince et que le gagnant doit payer s'il veut jouir sans ennuis d'une propriété qui cependant lui a été formellement reconnue.

D'autres documents, peu nombreux, il est vrai, font allusion à cette coutume, sans nous donner de précisions supplémentaires.

Xénopol fait un rapprochement entre cette institution et une autre coutume que nous trouvons un siècle plus tôt, à l'époque d'Étienne-le-Grand, et qui est désignée sous le nom de *„legătură"*

[1] J. Peretz, *Curs de istoria dreptului romin,* vol. II, partie I, pp. 150-154 (Bucarest 1928).

(engagement, littéralement : lien). Mais la différence saute aux yeux. Dans l'acte final d'un procès de 1461 cité par Hasdeu, on décide que, si le perdant veut engager ă l'avenir une nouvelle action en justice, il devra payer une taxe de soixante roubles. A cette époque c'était donc le perdant qui était éventuellement taxé, cela pour éviter une multiplication abusive des procès. On voit mal comment cette „legătură" aurait pu en un siècle évoluer au point de changer du tout au tout de caractère, et les historiens ont renoncé à chercher une relation entre les deux institutions.

En l'absence de documents, nous en sommes réduits, pour rechercher l'origine de la „fierie", à recourir à la philologie.

La forme *fieria* que nous avons adoptée n'est pas la seule : On trouve dans d'autres documents *fierîie, ferie, fhiernie, hierîie, herîie, hărăie*. M. Candrea, dans son dictionnaire, adopte comme forme principale *herîie*, peut-être pour la mettre en concordance avec une vieille mesure de capacité utilisée en Olténie, qui n'a aucune relation avec l'institution dont nous venons de parler. La diversité des variantes prouve que les anciens Roumains hésitaient beaucoup sur la prononciation du mot. Il se trouvait sans doute au début une aspiration, notée par *h* dans certains textes, qui n'était pas familière aux oreilles roumaines, peut-être un son rauque que les Roumains ont eu tendance à adoucir. On peut donc croire à un mot étranger qui aurait eté mieux noté par une *h* très aspirée, comme dans *„hărăie"*. Les Roumains ont eu tendance à mouiller la voyelle *(hierîie)*, puis à atténuer, à laisser glisser le son guttural en prononçant *fhieruie*, puis *fierîie, fierie*. Retenons donc, pour connaître l'origine du mot, la forme *hărăie*.

Si le mot avait été d'origine latine, les Roumains n'auraient pas hésité sur sa prononciation. Il n'est pas slavon – aucun mot slave ne s'en rapproche. On a cherché en vain quelque chose d'approchant en grec ; d'ailleurs l'institution ne se trouve pas plus chez les Byzantins que chez les Slaves ou chez les Hongrois. On a déjà cherché son origine chez les Turcs et chez les Tatars, et l'on a rapproché le mot de l'arabe *firà*, qui signifié repos. Le propriétaire, en ayant la „fierie", chercherait à jouir „en repos" de la propriété qui lui a été reconnue. Pure fantaisie ! Il n'existe dans l'arabe „firà" aucune trace d'aspiration, au début du mot.

Or je connais un mot turc qui se rapproche étrangement de la forme *hărăie*. C'est celui qu'en lettres latines on écrit d'ordinaire

uhrie, et dont la prononciation correspond à peu près à „hărâie" en roumain.

Qu'est ce que la „uhrie" turque? C'est la propriété individuelle libre dans sa forme la plus absolue. Young, dans son „Code foncier ottoman", nous dit que ce sont les terres qui ont été partagées entre les vainqueurs lors de la conquête et qui leur ont été données en toute propriété. L'imam en fait le partage entre les musulmans et en retient le cinquième comme la part de Dieu. Les autres terres, à quelque catégorie qu'elles appartiennent, portent des noms différents, qui attestent qu'elles ne sont pas des propriétés individuelles absolues.

Voici donc comment j'interpréterais la coutume à son origine: Le prince ne connait qu'une seule catégorie de terre dont le droit de propriété absolue soit incontestable, perpétuellement inattaquable. c'est l'„uhrie". La déclaration de propriété incontestable est faite dans un acte émis par sa chancellerie, mais il a soin de retenir pour lui la part de Dieu.

N'oublions pas que le premier document qui nous parle de la „fierie" est de 1574. Quoi d'étonnant à ce que le droit civil turc ait influencé la coutume roumaine à la fin du XVI-e siècle? Au cours de cette époque lamentable les Turcs ont exercé sur les Principautés une action incessante. Le vainqueur a toujours des admirateurs et ses coutumes finissent naturellement par s'imposer. Mais il faut savoir à quelle époque les quelques mots turcs qui subsistent dans la langue roumaine y ont été introduits; on découvrirait sans doute que la plupart datent du XVI-e siècle.

En l'absence de documents on ne peut former qu'une hypothèse; mais on conviendra peut-être que celle que je présente n'est pas de pure fantaisie [1].

Marcel Emerit.

Nouveaux travaux sur l'histoire des Turcs d'Asie Mineure.

Dans la *American Historical Review,* 1932, MM. Langer et Blake emploient les sources turques pour reprendre la question des

[1] L'hypothèse ne parait pas correspondre avec la phase de l'influence turque au XVI-e siècle. — *N. I.*

origines de l'Empire ottoman. Dans la présentation bibliographique ils ont oublié la traduction de Nechri par Nöldeke *(Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft)* et celle de toutes les chroniques anciennes en rapport avec l'histoire de la Hongrie par Thúry, *Török Törtenétirok,* Budapest (2 vol.). Ils relèvent l'importance de Chukrullah, signalé par M. Keupruluzadeh Mechmed Fouad (p. 471), traduit dans les précieuses „Mitteilungen zur osmanischen Geschichte", ainsi que de la chronique de Mechmed-Pacha le Karamanli, dont l'oeuvre a paru dans la revue de l'Institut turc d'histoire en 1924. La conclusion des auteurs que „nous n'avons pas de sources turques antérieures à la moitié du XV-e siècle" est consolante pour nous qui avons travaillé sur les seules traductions d'ouvrages antérieurs à ceux qu'on vient de déterrer. D'autant plus que, d'après M. Babinger, „il n'y a pas d'imagination capable de les mettre d'accord" (pp. 471-472). Ajoutons cet aveu: „La vérité est que, sur la base des seules chroniques turques, on ne peut fixer avec quelque certitude aucune date antérieure à l'an 1421" (p. 472).

Peut-être la critique des Byzantins est un peu dure: Ducas avait du sens pour ces choses de cette Asie, où il avait des intérêts de commerce, à Phocée; du temps de Phrantzès on cohabitait avec les Turcs à Constantinople; seul Chalkokondylas est un peu loin et il regarde du côté du Danube hongrois. Dans mon „Histoire de l'Empire byzantin", qui doit paraître au cours de l'année, la bibliographie les concernant sera donnée d'une façon plus complète. Ibn Batoutah ne m'était pas resté inconnu, ainsi qu'il est affirmé, mais dans la traduction française, et je cite Chéhab-ed-din à plusieurs reprises, d'après la traduction française de Quatremère, dans mon *Philippe de Mézières et la croisade au XIV-e siècle* („Bibliothèque des Hautes Études"). Je crois même qu'Ibn Khaldoun figure parmi mes informations plus anciennes.

On sera obligé à MM. Langer et Blake d'avoir signalé l'importance des premières inscriptions turques, malheureusement si rares, si mal conservées et, depuis la guerre d'Anatolie, introuvables (p. 474).

Ils ont complètement raison de demander aux orientalistes un ouvrage d'ensemble sur les Seldchoukides, dont les hauts faits

sont encore, malgré les publications de Houtsma et de M. Mélioranski, dans les brumes.

Suit un exposé très juste des conditions géographiques et archéologiques de l'Anatolie. Sans doute il faut relever les conséquences que devait avoir, et qu'a eues, à toutes les époques, la forme fragmentaire de son territoire. Il a déterminé ce que les auteurs appellent la vie de „canton", de „clan" (p. 476; p. 477: les sept langues de la prière hittite). On aurait pu insister sur le caractère significatif de la persistance des Isauriens de Pompée au VIII-e siècle byzantin; leur nom est mentionné en passant.

Suit une excellente histoire des Turcs à partir du moment où les Byzantins du VI-e siècle recourent à eux, pour les employer, d'après le système de la Rome d'Orient, contre d'autres barbares (il y avait quelque chose à cueillir dans Gelzer, *Byzantinische Kultur*, qui s'en est occupé d'une façon spéciale).

Le sens du contact entre les nomades et les populations environnantes avait été déjà esquissé dans notre *Byzantine Empire*, qui sert maintenant de base à cette „Histoire de l'Empire byzantin" que nous sommes en train de préparer; peut-être cet ouvrage aurait-il pu être cité à côté de celui de Bushell, que les auteurs eux-mêmes qualifient, du reste, d'„useless" (p. 480, note 32). Pour la disparition de la population grecque en Asie Mineure tout un travail allemand était à la disposition de MM. Langer et Blake, qui ne manquent pas de le citer plus loin: celui de Wächter. Il me serait difficile de croire à la rareté de la population grecque dans ces contrées qui, à partir du VII-e siècle, formeront la base la plus sûre de l'Empire. Les considérations sur les places où le grec subsista après la conquête ottomane ne peuvent pas servir à élucider la question (cf. pp. 481-482). Je ne vois pas une grécité du Pont qui devrait son existence à la seule continuation de l'Empire de Trébizonde. La persécution turque, au moment des invasions, contre les Grecs est inadmissible: les Turcs se bornaient à s'établir à côté (voy. notre *Byzantine Empire*). Du reste, les auteurs eux-mêmes ne tardent pas à revenir sur le préjugé qu'ils avaient accepté un moment. L'acceptation de la domination turque par les anciens habitants, soulignée par la grande autorité de sir William Ramsay, était marquée elle aussi dans l'ouvrage que je me suis permis de citer.

Plus personnelle est, au moins avec ces développements, l'opinion de MM. Langer et Blake sur la nuance particulière, „mystique“ — et ils pensent, tout naturellement, aux derviches —que les Turcs donnèrent à l'Islam (pp. 483-484). On pourrait admettre aussi la présence de contingents arméniens et géorgiens dans les armées mongoles; en Europe les envahisseurs traînaient avec eux des groupes de Roumains chrétiens. Sur la tolérance mongole nous avions donné des observations pareilles dans nos „Considérations sur le commerce du Levant au moyen-âge“. On a raison d'insister sur le système des fiefs comme motif principal de la séparation dans l'État des Seldchouks. Ceci permet de mieux présenter l'origine des fondations de Sinope et de Caramanie. Certainement il y a cette origine pour la principauté d'Osman aussi (p. 489).

On acceptera plus difficilement l'interprétation donnée par les auteurs à la situation de l'Empire byzantin à ce moment (le „Digénis“ n'est certainement pas du X-e siècle). Ici encore notre petit livre anglais pourrait servir, en attendant l'autre.

Suivent des considérations, excellentes, sur l'élément religieux dans la conquête (pour les „akhi“ signalons la tentative de découvrir leur influence dans les théories réformistes d'un Gémisthe Pléthon). Quant à l'origine byzantine des Janissaires, M. Huart a parfaitement raison (voy. p. 504). **N. Iorga.**

Témoins et contemporains italiens de la Révolution française

A. Le comte Paul Greppi [1].

Le comte Paul Greppi, Milanais, „philosophe“ et économiste de la fin du XVIII-e siècle, est, par ces lettres qu'un descendant a publiées, un des témoins les plus intelligents et les plus cultivés des événements provoqués par la Révolution française.

I.

Préoccupé d'exporter en Amérique l'argent de Carinthie, il

[1] Giuseppe Greppi, *La rivoluzione francese nel carteggio di un osservatore italiano (Paolo Greppi)*, Milan 1930, 3 vol.

venait de Madrid à Paris. En mars 1791 il trouve à Bayonne un calme complet, malgré la question du clergé. On a élu comme évêque un bénédictin savant et vertueux. „Je ne crois pas que l'aristocratie ait un grand parti. On vend vite et bien les biens nationaux", mais plutôt pour se débarrasser des assignats, dont la valeur diminue chaque jour. „J'ai dû faire comme les autres et changer la cocarde noire avec la cocarde nationale [1]."

A Paris, en avril, il trouve l'état d'esprit après la mort de Mirabeau qu'il juge comme ayant été „l'artisan et l'âme de toute cette grande machine": on le reconnaît. Il pouvait seul maîtriser son oeuvre. On se dirige vers une „explosion" [2].

Déjà des troubles se produisent. On empêche le service d'un prêtre non assermenté à l'église des Théatins: Bailly est incapable de maintenir sa décision de tolérance. A peine les gardes nationaux consentent-ils, sur les insistances de La Fayette, à accompagner le roi à un service pareil. A ce sujet les propos les plus menaçants s'échangent le soir sous les arcades du Palais Royal; on parle d'empêcher le départ de Louis à Saint Cloud. Bailly et La Fayette ne peuvent pas ouvrir le passage à la voiture royale. Lorsque le second parle de sa disposition à se retirer, on l'en remercie.

Greppi à écouté lui-même les protestations des soldats réunies à celles de la foule. Au dîner chez La Fayette l'étranger exprime son opinion que „ce qui est arrivé pendant la journée faisait rétrograder d'un an et plus la Constitution et en ébranlait les principales bases". L'agitation continue pendant la nuit au Palais Royal, mais *les rues sont sûres, plus sûres que sous l'ancien régime*. Cependant, „si cet état d'anarchie se prolonge, je crois inévitable un renversement général". Malgré la désapprobation de trois bataillons, La Fayette revient sur sa première décision [3]. L'action du Pape dans la question d'Avignon n'intéresse pas même les femmes. De même la lettre de l'abbé Raynal, réfutée aussitôt par André Chénier.

Ce qui occupe le noble milanais c'est surtout le débat constitutionnel et le développement de la situation financière et éco-

---

[1] I, pp. 6-7.
[2] Pp. 7-8.
[3] P. 9 et suiv.

nomique. Il se permet même de donner son avis à ceux qu'il fréquente.

La fuite du roi lui fait bientôt craindre la guerre civile, mais il admire les mesures prises par l'Assemblée pour garantir l'ordre. „Toute la ville en armes, un peuple, immense sans un signe de désordre, de peur ou d'agitation. Le palais des Tuileries abandonné à la discrétion du même peuple, qui s'interdit le moindre larcin. *Les nuits sont si tranquilles qu'à minuit on ne trouve personne dans les rues.* Toutes les maisons sont éclairées jusqu'au troisième étage." „Les patrouilles gardent la propriété [1]." Au retour de Louis la foule observe un silence parfait, mais ne se découvre pas. Greppi admire l'attitude d'„un peuple entier, convaincu du sentiment de sa force, qui, se croyant trahi et ayant entre ses mains la possibilité de se venger, ne le fait pourtant pas" [2].

Malgré les placards des républicains, on s'en tient à la monarchie, à laquelle sera présentée dans peu la charte de la nouvelle Constitution. Les ouvriers mécontents des décrets qui ferment les „ateliers de charité", se dirigent plutôt vers la Cour [3]. Mais le décret offensant pour le roi que vient de publier l'Assemblée réveille les espérences des jacobins et engage Danton à demander qu'on ne confie plus le pouvoir exécutif à un prince déserteur et de procéder aussitôt aux élections qui donneront un autre corps souverain.

On sait quelles ont été les conséquences de la démonstration populaire au Champ de Mars. Greppi, indigné de l'attitude des rebelles, approuve le geste de La Fayette et l'attitude de l'Assemblée, qui revient sur le décret malencontreux. Mais, „si cet état de guerre continue, je craindrais que les incendiaires, par suite de la fatigue des autres, ne triomphent" [4]. Bien que le drapeau rouge flotte encore, on applaudit les gardes nationaux qui ont fait leur devoir [5]. On arrête les libellistes de l'„Ami du peuple" et de l'„Ami du roi". „Jamais il n'y eut à Paris une police plus rigide et plus précise." Tout le monde presque s'en tient à la légalité.

[1] P. 23.
[2] P. 28.
[3] P. 33.
[4] P. 41.
[5] P. 41.

Partant quelques jours plus tard, l'étranger trouve à Metz, à Strasbourg l'ordre le plus parfait. Les paysans ressentent la satisfaction d'être moins grevés qu'auparavant. „De Paris jusqu'à Strasbourg j'ai vu toutes les campagnes couvertes de blé. Je ne crois pas que la France ait jamais eu une abondance comme celle qui lui est promise par la récolte présente.[1]“

C'est à Vienne, où il était souvent l'hôte de Kaunitz, que Greppi reçut la nouvelle de la guerre jusque là retardée par la prudence de l'empereur Léopold et par l'indécision de son successeur. „Quatre personnes“ seules auraient été à Vienne contre l'attitude de non immixtion qui avait été prise d'abord[2]. Léopold était mort au moment même où il voulait détrôner en Hongrie, avec le concours des bourgeois et des paysans, la tyrannie aristocratique, envoyant la formule, toute prête: „Léopold est pour tous et tous pour lui seul“[3]. Kaunitz est contre la guerre, contre l'action des émigrés et contre le manifeste du duc de Bruswick. Il dit à Greppi qu'on se repentira de cette action militaire comme on l'a fait de celle contre les Turcs: combattant contre des „régions enthousiastes qui se battent en désespérées“, il y aura des désertions, des maladies. „Dans les escarmouches, qui seront fréquentes, la valeur personnelle entre bientôt en conflit avec la tactique... Il m'a été donné d'entendre dire à un général distingué, qui sera peut-être chargé de conduire en France de nouvelles troupes, que, si nous nous obstinons à avancer dans l'intérieur de la France pour marcher sur Paris, ceci équivaudra à condamner l'armée à un massacre et même à sa destruction totale.“ La nouvelle direction est représentée par Kobenzl, Colloredo — surtout Colloredo — et même par l'Impératrice. La Russie poussait vers l'Occident sa rivale dans les Balcans.

Au milieu des ennemis du nouveau régime français, l'économiste italien conserve toute son admiration pour „une nation qui trouve dans les produits de son sol le double de ce qu'il lui faut,

---

[1] Pp. 77–78.

[2] Pp. 44–45.

[3] P. 81. Cf. notre étude *L'influence de la Révolution française sur l'Europe du Sud-Est*, qui paraîtra dans cette même revue.

qui possède tous les biens, qui a toutes ses facilités, de vendre le superflu à ses voisins, qui concentre en elle-même tant de connaissances, d'inventions, de manufactures, une grande population active, laborieuse et prospère“ [1]. Elle maintient, malgré les passions, son unité et n'en est pas arrivée à une guerre civile.

Dans une lettre du comte Antonio Greppi à son fils on a l'impression que produisit à Vienne le supplice de Louis XVI, que notre témoin lui-même déclare un „produit du délire de l'anarchie“. „Les Français ont poussé les choses à l'extrême et ont contaminé la plus belle chose qui se fût présentée dans les annales du monde pour faire briller l'esprit humain dans l'ordonnement d'un système social supérieur à ce qu'on a vu jusqu'ici [2]“. Tout en prédisant que la nation assistera indifférente au supplice, inmanquable, des Jacobins, Greppi ajoutait: „Mais ce qui est surprenant et peut servir de leçon aux Puissances qui font la guerre à la France, c'est que l'esprit de la nation non seulement ne faiblit pas ni ne cède sur le point de l'affirmation de son indépendance, mais, au contraire, paraît se sentir poussé avec encore plus de véhémence au milieu des maux pour s'en délivrer et arriver au bout par des efforts de valeur et de puissance dont sans doute on n'aurait pas même pu soupçonner la probabilité“ [3].

Dans la chute de Robespierre le comte milanais, toujours préoccupé du sort de l'Italie entière, voit la probabilité que „de nouveaux partis surgiront et de nouvelles divisions, qui finiront par ruiner la République et sauver l'Europe des malheurs qui la menacent“: l'heure de la paix, qu'il a toujours désirée, viendrait alors, aussi pour empêcher „l'avènement d'un autre dictateur, émule dans les violences de celui qui a péri“. En tout cas cette catastrophe des jacobins „vaut plus que trois ou quatre batailles“ [4]. Greppi reconnaît que Robespierre a pu faire ces „choses surprenantes“ par „une fermeté“ et „une force“ inégalables [5]. Mais, si les coalisés ne saisissent pas cette occasion de faire la paix, „croyez-moi que de nouveau la nation française se confiera à quelque

[1] P. 95.
[2] P. 114.
[3] P. 221.
[4] Pp. 392-393.
[5] P. 392.

autre tête ardente et hardie, qui nous ramènera au même état d'angoisses, de danger et de terreur dont nous sommes sortis“ [1]. On ne pouvait pas être plus prophétique.

Le 1-er avril 1795, Greppi signalait à son ami, le ministre toscan Manfredini, la résolution des membres de la Convention de se retirer à Châlons-sur-Marne, si les „terroristes“ veulent leur imposer une direction d'extrême gauche, mais il ne croit pas que le cas se présentera, car „ce serait, dans mon sens, ouvrir le chemin à la guerre civile et abandonner à ces mêmes terroristes un champ inexpugnable à toutes les ressources de l'intrigue et de l'enthousiasme“ [1].

Le traité de Bâle lui inspire des inquiétudes par la désertion d'un des membres de la coalition; l'Autrichien loyal qu'il y a en lui se révolte contre le geste d'un prince germanique qui, humiliant son chef, fait figure d'empereur [3]. Peu après, l'ami Manfredini suivait l'exemple prussien et signait avec la République française une paix dont il croyait devoir se féliciter, comme répondant au sentiment populaire. Greppi lui-même était d'opinion que le ministre toscan avait ainsi montré qu'il est „un sage et un philosophe“ [4]. „Que la Providence nous aide, nous encourage et nous fasse voir le plus tôt possible la fin de cette guerre désastreuse“ [5], telle était l'opinion d'un penseur politique dont la conséquence était égale à l'esprit prévoyant. Manfredini attendait de cette paix que „l'Italie soit aux Italiens“ [6].

Mais Greppi ne pouvait pas s'empêcher de craindre, si le roi de Sardaigne en aurait fait de même, que tout le fardeau de la guerre ne soit rejeté par l'Angleterre payante sur le dos de son Autriche à lui, qui pourrait même perdre „une grande partie de la Lombardie“ au profit de ce prince [7]. Comme l'Espagne avait signé aussi la paix, Greppi croyait que les hommes d'État anglais ne devaient plus tarder d'en accepter la nécessité [8]. Le

---

[1] *Ibid.*
[2] II, p. 24, note 1.
[3] *Ibid.*, p. 27, note 2.
[4] P. 70, note 1.
[5] P. 75, note 2.
[6] P. 79.
[7] P. 85, note 1.
[8] P. 131, note 1.

Sun de Londres, cité par Manfredini, ne faisait-il pas l'éloge du régime français [1] ? Ce serait une fin „aussi recommandable que nécessaire" [2]. On parlait d'une médiation danoise pour la paix avec l'Autriche elle-même [3]. Jusqu'à Londres les masses ne demandaient que „du pain", et le pain manquait un peu partout [4].

III.

Greppi trouve au nouveau gouvernement français des qualités de „fermeté" et de „vigueur", assurant au pays le calme[5]. Il continue à parler pour la paix. Il critique Catherine II, „cette femme ambitieuse qui voudrait voir toute l'Europe en sang pour s'assurer avant de mourir la gloire de monter sur le trône de Constantinople [6]".

Mais bientôt le témoin critique de la Révolution devait voir les Français à Milan, et les soldats de la nouvelle „légion lombarde" faisaient mine de vouloir le tuer au milieu d'un bal auquel il avait eu l'imprudence de se rendre [8]. Il en sorti meurtri et blessé. Il fallut que les officiers français et *madama Bonaparte* accourent pour sauver sa vie (novembre 1796).

Il dut se retirer en Toscane, qu'il ne quitta pas même à l'invitation de Bonaparte, qui lui donnait des assurances [8]. Il resta dans son *tugurio* de Pise. La nouvelle de la mort de Catherine l'y trouve, et il écrit: „Je ne crois pas que l'humanité, la raison et tous ceux qui aiment la paix et la tranquillité de l'Europe déploreront une perte comme celle-ci": elle aura une influence sur la paix générale, si longtemps désirée [9]. Il considère le changement politique imposé à Vienne comme une „régénération" de la République [10].

L'appel de Bonaparte à son ancien ami pour qu'il vienne col-

---

[1] P. 137.
[2] P. 139, note 3.
[3] P. 147, note 2.
[4] P. 176, note 1; cf. p. 201 et suiv.
[5] Pp. 212-213.
[6] Pp. 213-214.
[7] P. 119 et suiv.
[8] 141 et suiv.
[9] P. 145.
[10] Pp. 187-191.

laborer à l'administration de la Lombardie „indépendante" ne lui fait pas abandonner ses appréhensions. Il pense à une fédération des quatre républiques italiennes, ce qui serait de fait la création de la patrie [1].

Greppi se préoccupera en août 1797 des nouveaux conflits constitutionnels survenus à Paris, mais sans craindre des changements à l'ordre des choses une fois établi. Il fut très satisfait d'apprendre qu'il n'y aura en France ni guerre civile, ni restauration royale [2]. Mais il espérait que le „gouvernement militaire" ne sera que provisoire [3]. Son amitié pour Bonaparte lui fait pardonner le sacrifice à la paix de régions italiennes, dont Venise: „La philosophie, moins sévère dans ses jugements, attribuera à l'empire du destin et pas à lui-même le sacrifice de ces pays qui doivent servir de compensation et de [moyen de] conciliation aux intérêts et aux prétentions des différentes Puissances" [4].

L'irréductible illusionniste s'imaginait que, le grand acte historique une fois accompli, „Bonaparte ira en France ajouter aux lauriers du héros guerrier l'olivier pacificateur pour ensuite couronner sa carrière militaire et politique par une retraite philosophique, accompagnée de l'admiration et de la reconnaissance de ses concitoyens, ainsi que du doux sentiment de pouvoir être dans d'autres circonstances importantes encore utile et glorieux à sa patrie" [5].

Greppi, qui mourut le 22 juillet 1799, put voir par l'expédition d'Égypte combien il s'était trompé sur les intentions du vainqueur d'Arcole [6].

B. Les ambassadeurs vénitiens [7].

Dans le volume IX de sa belle et riche *Storia documentata di Venezia*, Romanin, qui avait employé toutes les sources d'archives pour son ouvrage, donne des extraits de rapports adressés au

---

[1] Pp. 190-191.

[2] P. 219.

[3] Pp. 219-220.

[4] P. 234.

[5] Pp. 234-235.

[6] Voy. aussi Joseph Greppi, *Révélations diplomatiques sur la première et deuxième coalition*, Paris 1859.

[7] En partie, communication à la Société d'histoire moderne de Paris.

gouvernement vénitien par deux ambassadeurs à Paris pendant la Révolution française, Antonio Cappello et Alvise Pisani, dont les rapports furent publiés ensuite par Kovalevski[1], dont l'édition s'arrête en 1791.

L'information qu'ils contiennent est parfois neuve et toujours d'un intérêt particulier. En effet il ne s'agit pas, dans les jugements et les critiques, du représentant d'une monarchie qui refuse toute reconnaissance aux phénomènes de transformation totale sur la base des théories „philosophiques" et déplore la disparition de l'esprit d'autorité et d'ordre, mais de l'envoyé d'une république millénaire, d'un caractère populaire, qui s'est maintenue à travers tous les changements de forme, du membre d'une démocratie où jusqu'au dernier *popolano* on se sentait intéressé au maintien et à la prospérité de l'État, d'un noble habitué à voir défiler devant lui tout ce que la spontanéité des masses peut donner dans le cadre permanent d'une cité du moyen-âge où il y a en même temps la pompe la plus riche et la plus brillante et l'esprit populaire le plus libre, le plus hardi et le plus dévoué aux institutions, le plus capable de sympathies fidèles pour les hommes.

I.

Dès 1787 Cappello devine ce qui va se passer après la convocation de l'assemblée des notables. A la représentation d'une pièce sur l'aventure de Théodore, le bizarre roi de Corse, il entend cette réponse à la question „Que ferai-je? Où irai-je me réjugier": „A l'assemblée des notables"[2]. Lorsque le *Journal de Paris* écrit: „le Souverain daigne s'approcher du peuple", on demande que le terme de „souverain" disparaisse. Il signale l'erreur de n'avoir introduit aux notables que six ou sept représentants de la bourgeoisie, et encore à caractère consultatif. Aussi à l'ouverture des séances il n'y a pas d'applaudissements pour le roi. Cappello, qui résume le discours, si confiant, de Calonne, déclare ne pas se rendre compte où on en arrivera avec un déficit irrémédiable. Le compte-rendu de Necker l'effraie comme une révélation imprudente[3]. Le 27 juillet 1787, l'ambassadeur

[1] *Rapports des ambassadeurs vénitiens,* I (l'ouvrage m'a été signalé par M. Sagnac).

[2] Romanin, loc. cit., rapport du 22 janvier 1787, p. 147.

[3] P. 1‘0.

affirme que ou bien le roi ou bien la nation doivent céder pour que le régime puisse continuer. Car la situation est devenue de fait intenable : La bourse est ébranlée, la caisse d'escompte aussi ; on renonce aux offices accordés par la couronne ; les clubs de lecture sont devenus des centres d'agitation. Il y a de la résistence contre les baillages et la Cour plénière ; on croit que les Parlements seront supprimés. Les relations extérieures sont devenues mauvaises du fait de l'abandon de la Hollande : la Turquie se dégage, la Suède arme, l'Angleterre s'unit à la Prusse. Vienne domine Paris inerte. Le gouvernement, n'ayant pas de maturité, manque, à l'intérieur, de fermeté [1]. „La crise inattendue de la France a fait naître un nouvel ordre de choses dans le système politique général."

A la fin de cette année 1788, l'ambassadeur conserve cependant assez d'impartialité dans la lutte décisive qui a commencé, pour parler de „ces prétendus droits de la noblesse qui se perdent dans les ténèbres des siècles et que les uns appellent : privilèges, les autres : préjugés" [2]. Mais dans le roi, que les cabales de Cour attaquent, il voit „un homme rare sous tous les rapports", qui a sacrifié sa fortune, qui a donné à la nation tout son temps et sans le présence duquel il n'y aurait que la guerre civile ou la banqueroute [3].

Avant même la prise de la Bastille, Cappello se tourne, cependant, résolument contre les fauteurs de troubles : „Voilà une démocratie naissante et voilà, dans l'anarchie actuelle, l'aspect misérable de toutes les horreurs et de tous les désordres" [4]. Mais, si, le 14 juillet, ceux qui ont commencé n'étaient qu'une „multitude tumultueuse de la dernière lie du peuple, ayant le seul objet d'incendier et de voler", il y eu a ensuite un „accord merveilleux" de la bourgeoisie, qui, en faisant aussi sonner les cloches contre les „scélérats", a su rétablir l'ordre [5].

Maintenant, la façon dont s'orientent les choses désole un homme qui ne croit pas aux constitutions improvisées et aux droits écrits sur le papier des révolutions. „La France a besoin plus de moeurs

---

[1] Pp. 153-156.

[2] Kovalewski, p. 9.

[3] Rapport du 6 avril 1789 ; *ibid.*, p. 15.

[4] Rapport du 13 juillet ; *ibid.*, p. 33.

[5] Rapport du 20 juillet, p. 36 ; cf. p. 49.

que de lois et elle fait des lois qui dépravent de plus en plus les moeurs.“ Ce n’est pas „en faisant revenir à l’état de nature qu’on peut établir une société politique“. Pendant qu’on travaille à une chose en l’air, on a „un gouvernement sans gouvernement“ et tout s’en va [1]. Ce que font les députés vaniteux, payés mille louis par jour, ne l’intéresse pas [2].

On pense bien l’impression que durent lui faire les incidents sanglants d’octobre: le nonce lui-même se vit présenter deux têtes de gardes royales en lui demandant de l’argent [3]. „Cette capitale est devenue“, s’écrie-t-il, „un fléau du ciel [4].“

Et, le 19 octobre: „J’ai peine à écrire les choses de la France, qui déshonorent la nation et jusqu’au siècle qui les produit et qui veut se faire passer pour celui de la philosophie, mais il est logique qu’un État sans religion et sans moeurs tombe en ruines“ [5]. Réunissant en système ses observations sur „cette révolution, la plus suprenante, que la postérité aura peine à croire“, changement radical, „né beaucoup auparavant dans les âmes“, lorsque „le frein du ciel disparut avec celui de la terre aussi, grâce à une prétendue philosophie, répandue par le milieu de la liberté licencieuse de la presse“, il s’appitoie sur le sort du roi, homme intègre, qui n’a pas pris „un sou pour lui“, mais dont „la faiblesse l’a rendu toujours victime de ses bonnes intentions“. „On prenait comme un vice ses vertus mêmes, jusqu’à la tendresse conjugale. Les Français, qui sous tant de règnes avaient supporté le joug d’une favorite, trouvèrent que c’est un délit que l’ascendant d’une épouse“.

Il a été trahi par le classe même qui avait intérêt à le soutenir. Son parent, le duc d’Orléans, en tête, dont „on ne peut pas se taire sans tache, ni en parler sans horreur“, bien qu’on n’arrive pas à rendre avec précision son plan contre le roi et la famille royale: „il fomente les troubles jusqu’à sa propre ruine“. La noblesse a aidé de tous ses efforts à la catastrophe qui l’a engloutie: „Il restera une chose singulière dans l’histoire que ce ne fut pas le tiers état, mais les corps les plus intéressés dans

---

[1] Rapports du 17 et du 24 août, pp. 53-56.

[2] Rapport du 21 septembre, p. 76.

[3] Rapport du 12 octobre, p. 76.

[4] *Ibid.*

[5] Rapport du 19 octobre, p. 76. Cf. celui du 27, p. 78.

les abus qui ont demandé les États généraux et que ceux-ci ont été la ruine de tous ceux qui les ont demandés", Necker aussi, dont l'idée de doubler la représentation de la bourgeoisie pour „faire payer les corps privilégés" fut fatale.

En décembre 1790, se préparant à partir, Cappello est plus catégorique encore. „Il n'y a rien de sûr lorsqu'il n'y a pas d'ordre dans les finances publiques... Si on perd la confiance des sujets, on en perd aussi l'obédience". Quant à la Constitution, elle „n'est pas monarchie, parce qu'elle prend tout au monarque; elle n'est pas démocratie, parce que le peuple n'est pas législateur, elle n'est pas aristocratie, parce que le nom même d'aristocrate est un délit, non pas de lèse-majesté, mais de lèse-nation". „La révolution actuelle en demande nécessairement une autre [1]."

Dans le nouvel ordre de choses l'Assemblée a usurpé le pouvoir exécutif en administrant, le pouvoir judiciaire en jugeant les affaires criminelles. „Elle a enseigné les droits à ceux auxquels il fallait inculquer la notion des devoirs, confondant l'état naturel avec l'état civil et l'homme sauvage avec l'homme social." Tout est „métaphysique". La maxime favorite de la souveraineté du peuple est vraie au point de vue abstrait et inexécutable en pratique „L'égalité n'existe pas même à l'état de nature." On a détruit ainsi „les anneaux qui relient le Souverain aux sujets et les sujets au Souverain. Monarchie sans noblesse, est impossible. „On lui a substitué une démocratie royale c'est-à-dire un gouvernement sans nom." Le vote suspensif n'est rien. On a dépouillé la Cour aussi de ses propriétés. Le clergé est composé de fonctionnaires. On a armé un million de „sujets". On a créé „48.000 municipalités qu'il faut payer et qui ne peuvent pas aller d'accord entre elles". On a ordonné une nouvelle division géométrique du royaume. Le déficit s'accroît. Cela signifie „un genre de démocratie qui à peine pourrait être réalisé dans une petite cité ou un canton, mais pas sur une surface aussi grande que la France, qui contient plus de vingt-quatre millions de sujets". On peut redouter des „lois agraires". L'Assemblée „par un vertige de pensée se croit législatrice de tout le monde". Les ministres sont des hommes nuls, serviteurs de leurs salaires.

---

[1] Romanin, loc. cit., p. 164-165.

II.

Alvise Pisani, le nouvel ambassadeur, présente la Cour, après l'acceptation de la Constitution, sans direction aucune, bien que la reine recommande l'attachement à ce nouveau régime, pour ne pas tout devoir aux beaux-frères. Elle refuse ce que lui offrent des amis et l'Espagne. Les ministres ne sont pas liés au roi et n'ont pas d'autorité. Cependant Bertrand, ministre de la Marine, a su s'imposer à l'occasion de la révolte de St. Domingue. Les républicains gagnent terrain par l'élection de Pétion, la nomination de Roederer comme procureur de la Mairie. Les émigrés créent toute une Cour royale à Coblentz, assurant qu'on y attend le roi dans ses appartements. On a appris que Louis n'avait pas le droit de sortir de la chambre entre les neuf heures [1].

Pisani traite sévèrement la Législative, dominée par les fanatiques qui suspectent le roi [2].

Dans son grand rapport [3], il observe que la monarchie française a commencé par être une „démocratie royale" et qu'il n'y a pas eu de loi qui en eût changé le caractère. Un des principaux motifs de la révolution est pour lui la création d'une classe intermédiaire riche. Les masses populaires se sentent trop chargées d'impôts et sans garanties de justice. Les réformes de Saint-Germain ont gâté l'armée, de même que le continuel spectacle des changements politiques. L'Assemblée sert à réunir l'opposition, jusque là divisée. En même temps tout ce qui est en dehors s'effrite: il n'y a plus „ni Parlement, ni noblesse, ni fonctions, ni finances, ni financiers". La presse libre contribue à désagréger le passé. L'armée devient elle-même peuple.

Un rapport du 30 avril 1792 est particulièrement précieux par les renseignements qu'il contient sur la correspondance de la Cour avec Vienne [4]: Dumouriez, qui l'avait découverte, aurait donné des conseils de prudence au roi et à la reine.

L'ambassadeur présente la journée de juin 1792 comme une de ces scènes populaires dont il est coutumier, scènes que tout le monde accepte comme des saturnales qui n'ont pas de lendemain. C'est

---

[1] *Ibid.*, pp. 182-185.

[2] P. 189.

[3] *Ibid.*, p. 437 et suiv.

[4] *Ibid.*, pp. 464-466.

une „farce", à laquelle le roi lui-même, se regardant, coiffé du bonnet rouge, dans un miroir, participe d'assez bonne grâce, pour faire plaisir au „peuple", qui lui-même est venu chercher du plaisir dans une maison qu'il considère pour un jour être sienne. Douze à quinze mille „hommes, femmes et enfants, avec de tristes armes et des bâtons, peu de fusils et huit pièces de canons, appartenant à la garde nationale de leur quartier, arrivent. Le peuple a la physionomie indifférente ou riante; personne n'avait demandé à entrer au palais par la grande porte qui donne sur le jardin devant lequel ils passaient. Tout paraissait n'annoncer que cette *farsa,* quand tout-à-coup arriva une chose dont on ignore encore le vrai motif. Dans un instant la troupe du peuple fut laissée entrer dans la place du Carroussel et, d'ordre de deux municipaux, dit-on, fut levée la grande grille de la cour du palais. On se porta vers l'appartement du roi, qui donna immédiatement l'ordre d'ouvrir toutes les portes[1], s'étant trouvé seul, car, d'après certains bruits, il avait fait, une heure auparavant, remercier tous les gentilshommes venus pour lui faire la cour. S'étant retiré sur un gradin dans l'embrasure d'une fenêtre, il montrait recevoir le peuple d'un air tranquille et affable. Il avait près de lui M-me Élisabeth, deux grenadiers, et plus bas, sur le même gradin, le vieux commandant de la garde nationale, M. de Romainvilliers, plus en face six grenadiers, qui empêchaient le peuple de se presser." On chante, on danse, on crie contre le véto et pour les ministres patriotes. Le roi prend d'une femme le béret rouge à cocarde nationale, le met sur sa tête, puis, „se dirigeant vers un miroir, il se met à sourire devant la figure que cela lui faisait". En vain des députés jacobins, puis Pétion pérorent.

Chez la reine la scène se répète. On la cherche : „des femmes et des enfants sont répandus, par curiosité, dans tous les coins du palais". „Le dauphin est sur une petite table; la cocarde nationale sur la poitrine et un béret rouge en main, offert par quelqu'un du peuple. Après beaucoup de requêtes, d'injures et de

---

[1] Cf. O. G. de Heidenstam, *Marie-Antoinette, Fersen et Barnave,* Paris, s. d., p. 157: „On a fait une faute en fermant les Tuileries. La reine eût été applaudie avec enthousiasme" (15 septembre 1791). Acclamations aux Champs Élysées, à la comédie, à l'opéra; *ibid.,* pp. 160, 166, 168, 273.

plaintes, quelques femmes voulurent baiser la main de la reine, qui la leur tendit, regardant d'un air serein qui voulait l'en empêcher. Après cinq heures de cette scène, le palais fut libre sans qu'il fût arrivé le moindre accident. Dans la première fureur on avait fait monter l'escalier à un canon, on avait brisé trois portes, et on dit qu'on a constaté quelque larcin." L'Assemblée défend les réunions armées [1].

„Entretemps l'Assemblée, s'étant réunie, envoya au roi une députation de vingt-quatre membres, qu'il renvoya en remerciant et en leur disant qu'il est inutile de penser à sa sécurité, car il était persuadé de l'avoir au milieu de son peuple. Celui-ci étant parti en grande partie vers les huit heures, le roi allait se retirer dans une chambre, lorsqu'une nouvelle députation étant venue de la part de l'Assemblée pour que quelques-uns lui disent que cette invasion les avait fait craindre (pour lui), il répondit : «Quant à moi, non, car qui a la conscience pure ne craint pas», et, mettant sur son coeur la main du grenadier qui était à la porte, il dit : «Vous voyez qu'il ne palpite pas»."

D'autant plus Pisani sera-t-il effrayé par la cruauté savamment préparée de la journée d'août, au cours de laquelle la foule ensanglantée est venue chercher le roi dans le palais de l'ambassade.

Dans une lettre à un ami, il décrit de cette façon l'acte humiliant pour la royauté, qui en sortit brisée : „Jamais de ma vie je ne crois qu'on puisse voir un aussi terrible spectacle d'horreur, de sang et d'épouvante... Je vous dirai que des fenêtres de mon palais, en dehors du bruit de la grosse artillerie, qui faisait trembler la maison, on voyait le sang couler à flots.

„Quelques Suisses blessés s'étant réfugiés dans mon palais, ils sont suivis par une centaine de personnes. Je fais fermer les portes pour que le peuple ne s'y affolle et voilà, affollée, la troupe en armes qui crie à la porte vers la rue : Monsieur l'ambassadeur, vous avez abrité dans votre maison le roi : nous le voulons". Pisani se présente à la *indemoniata ciurmaglia*. „Venez, mes amis, vous assurer de ce que je vous dis". Ils ne mirent pas même le pied dans mon habitation et partirent en

[1] Voy. dans Heidenstam, ouvr. cité, p. 310, la lettre de la reine à Fersen : „J'existe encore, mais c'est un miracle. La journée du 20 a été affreuse".

criant: „Nous voulons le roi“... On craint des événements plus terribles encore et dignes de larmes[1]“.

L'ambassadeur laisse donc ouverte la porte de sa maison, qui en devient „patriotique“; on lui donne six gardes. C'est lui qui a envoyé une chemise demandée pour le dauphin[2].

Le rapport du 4 septembre signale l'intention qu'avaient eue les constitutionnels de se gagner aussi les monarchistes et de former une base stable pour la monarchie nouvelle. Ils s'appuyaient aussi sur les Suisses et les gardes nationaux du palais et sur 3.000 personnes armées et sans uniforme dont ils croyaient pouvoir disposer, sur une cavalerie qui, le 10 août, aurait pris par derrière les manifestants. „Il n'y a pas de doute que, si chacun avait écouté les ordres, la populace aurait été dispersée dans un clin d'oeil, les Marseillais massacrés et la garde nationale jacobine mise entière en fuite.“ Or la gendarmerie passe à la révolte et les 3.000 ne sont que quelques centaines. En vain la reine, mettant un pistolet, pris à Choiseul, entre les mains du roi, veut arrêter son départ; en vain de la Croix, ministre des Affaires Étrangères, insiste pour que le monarque „devienne cette nuit roi dans son palais ou périsse“, en vain la reine l'en remercie („je vous connais dès ce moment et me rappellerai de vous“) et Pisani ajoute qu'ayant formé elle-même le plan de la bataille qu'elle espérait gagner, elle avait fixé au roi de Prusse le douze du moi pour qu'il commence ses opérations[3].

L'ambassadeur se retirera, sans explications et sans ordres, à Londres, en août, „pour sa sûreté“, mais sa maison resta ouverte[4].

En 1795 Pisani est rappelé, et Alvise Querini, nommé à sa place, n'a que la qualité de *nobile*[5]. Il se présente à la Convention comme „citoyen d'une République dont la liberté fut fondée dès sa naissance, il y a déjà plus de onze siècles, par la nécessité de fuir les barbares“.

N. Iorga.

---

[1] Romanin, loc. cit., 194-195.

[2] P. 195, note 1.

[3] *Ibid.*, pp. 474-477.

[4] P. 202. Pour la mort du roi il y a un rapport du secrétaire Gradenigo „dans les papiers des Inquisiteurs d'État“ (pp. 213-214), sans qu'il soit dit quelle est la source de l'information.

[5] P. 244.

L'avenir des études byzantines

— Conférence donnée aux „Amis de l'Université de Paris —

Mesdames,
Messieurs,

Il me serait bien difficile de répondre ainsi que je le devrais aux bonnes paroles que vient de m'adresser le plus illustre des représentants des études byzantines en ce moment, mais je trouverai le moyen de lui prouver combien nous l'apprécions tous, et je serai l'organe de l'opinion publique de tous les pays qui s'occupent d'histoire de Byzance en précisant un peu plus loin la place si large que, dans les études byzantines, tient son oeuvre, sa grande oeuvre, qui est en même temps, d'archéologie, d'histoire et d'histoire de l'art,— ce qui est très rare.

Chaque fois que je trouve quelqu'un qui, — en ce qui le concerne, d'une façon aussi magistrale—, a eu le courage de prendre un sujet dans toute son intégralité, et de le présenter dans une forme littéraire aussi belle que celle qui distingue l'oeuvre de M. Diehl, mon dilettantisme, — qu'on m'a si souvent reproché — commence à prendre un peu de confiance en lui-même.

Je dois, d'abord, expliquer pourquoi, parmi tant de sujets qui se présentaient à mon esprit, j'ai choisi celui-ci.

D'abord, parce que je crois qu'en ce moment où tout change — et pas pour le mieux — dans tous les pays, et pas même d'une façon progressive et discrète, mais en rompant tout lien de continuité, lorsque tout le monde et dans tous les domaines veut être autre chose que ce qui était hier pour qu'une autre génération revienne — mais nous ne vivrons pas jusque là, pour avoir la satisfaction nécessaire — au point où nous étions, nous, qu'en ce moment de préoccupations économiques et financières, où les esprits les plus faibles, qui sont les plus courageux, dictent aux esprits qui, étant un peu plus forts, ne peuvent pas avoir la même confiance en eux-mêmes, la science doit regarder un peu en elle-même.

Parce qu'elle doit se décider, ou bien à se renfermer dans un cercle très étroit de mandarins, — des mandarins qui se regardent, ne s'écoutent pas et qui ne s'apprécient pas, — ou bien la science doit faire autre chose: ouvrir les portes et les fenêtres.

Si elle n'ouvre pas les portes et les fenêtres, elle restera très vénérable, mais elle sera en dehors de son époque et je ne crois pas que jamais on ait fait une bonne oeuvre en restant en dehors des courants qui dominent une époque.

Ce n'est pas la Science, la Littérature ou l'Art qui changeront facilement ce qu'est une époque, mais bien l'époque elle-même doit être comprise et servie — il faut employer ce terme, il n'y en a pas d'autre,— par ceux qui représentent la Science, la Littérature et l'Art.

Nous vivons pour notre idéal, pour le but que nous nous sommes choisi, mais aussi pour les hommes au milieu desquels nous sommes, et, si nous oublions cela, alors nous végétons et finissons par périr au milieu d'un isolement que nous avons voulu par vanité, par fierté et par esprit de traditionnalisme, par incapacité d'innover.

La science de Byzance, comme toutes les autres, si elle veut vivre, si elle n'entend pas s'enfermer dans des livres qui ne seront pas plus lus et compris que bien des livres qui les ont précédés, doit faire ce que doivent faire toutes les sciences, tous les domaines de l'esprit à une époque où une société nerveuse attend tout autre chose qu'auparavant, c'est-à-dire faire, ou bien oeuvre pratique, ou bien oeuvre de vie.

Si une science, si un genre littéraire, si une direction de l'art ne fait ni oeuvre pratique, ni oeuvre de vie, s'il n'y a pas l'âme humaine dedans, c'est du temps perdu par des intelligences qui, malheureusement pour elles, malheureusement pour la société laissant leur science à la disposition des pires parmi les compilateurs, ceux que tout le monde comprend même avant de les avoir lus.

Les études byzantines aussi seront abandonnées, totalement abandonnées, si on continue à faire ce que, dans un grand pays qui a donné tant pour ces études, en Allemagne, on fait presque exclusivement depuis plusieurs dizaines d'années, c'est-à-dire d'excellentes études de philologie, de vocabulaire, de syntaxe, des analyses de manuscrits qu'on coud ensemble, dans des revues qu'on feuillette pour arriver aux comptes-rendus, et, comme les comptes-rendus sont sur des ouvrages qui, pour la plupart, ont la même qualité, on passe par-dessus les comptes-rendus.

„Chinoiser“ de cette façon l'histoire d'un millenium, comprenant

le Sud-Est de l'Europe, toute l'Asie occidentale, des régions entières de l'Afrique, la Méditerranée entière, avec des courants qui se sont étendus jusqu'au bout de l'Occident, jusqu'à l'Irlande avec ses attaches au monde grec et byzantin, ou ces royaumes anglo-saxons dont les rois s'appelaient des *basileis*, traiter de cette façon tant de vie humaine, si variée, si pleine de couleur, si active dans tous les domaines, et, parfois même, créatrice, c'est vraiment pitié, — il faut employer ce terme—, pitié pour le sujet aussi.

Et, avant d'arriver à cet avenir des Études Byzantines, que des écrivains et des hommes de science comme M. Diehl ont prévu — seulement en d'autres pays, après eux, il y a eu autre chose, —, avant de risquer ces prophéties d'avenir, présentant, très modestement, des directions qu'on pourrait suivre, qu'on me permette de rappeler les phases, bien différentes entre elles et toujours en rapport avec la vie générale de la société, par lesquelles ces études ont passé depuis le XVII-e siècle jusqu'à notre époque.

I.

D'abord, on s'en est occupé en France, mais pas pour Byzance, mais pour les souvenirs français dans ce qu'a été l'Empire latin de Constantinople. Bien peu de chose en lui-même, mais, à côté de l'Empire latin de Constantinople, Empire français de domination et vénitien de direction religieuse, il y avait aussi les provinces, où le souvenir français reste jusqu' aujourd'hui.

Il y avait, jadis, la tour franque d'Athènes, et l'on a très mal agi en la faisant disparaître. Si c'ést un acte de courage, je l'ai eu au Congrès d'Athènes, en rappelant aux Grecs qui étaient présents que cette tour aurait pu subsister comme un souvenir d'un passé de vaillance et d'esprit chavaleresque, qui ne gênait pas autant que certaine construction moderne, un grand palais de Justice qui pourrait cacher un peu la vue du Parthénon.

C'est pour les dominateurs latins français de Constantinople que, de l'époque d'un Gyllius jusqu'à celle de Ducange, on a commencé à parler de Byzance et à s'occuper des témoignages importants, malheureusement pas aussi nombreux que nous le désirerions, surtout en fait de documents d'archives, car la plupart ont disparus, que Byzance nous a laissés.

Et puis, après cette époque française, il y a une époque anglaise, qu'on peut résumer dans l'oeuvre de Gibbon. Or, celle-ci n'a rien à faire, ni avec Byzance en elle-même, ni avec l'Empire latin de Constantinople. Les Anglais n'avaent aucun motif sentimental pour penser à Baudoin de Flandre, et Byzance, comme création romaine, les intéressait seulement jusqu'à un certain point. Mais ce qui a déterminé Gibbon à présenter „l'histoire du déclin et de la chute de l'Empire Romain" était autre chose.

Dans un siècle où on combattait contre la tyrannie, où toute autorité paraissait un peu tyrannique, de même que toute croyance était interprétée comme une superstition malfaisante, dans ce siècle philosophique, on a voulu décrire Byzance pour montrer ce qu'une si large partie de l'humanité a souffert de l'existence d'un Empire qui n'avait pas de parlement, ni d'élections, que dans un certain domaine et dans un certain sens. Comme il n'y avait donc pas à Byzance d'assemblée réglant, si on peut employer ce terme, la vie de la société, on lui accordait, avec beaucoup de charité et de magnanimité, tous les vices possibles, et surtout ceux qui sont les plus intéressants, et qui, à ce qu'il paraît, étaient confinés seulement là, aucune autre région du monde ne les ayant connus. Ainsi Gibbon a voulu faire, d'abord, une oeuvre de prédication pour la liberté nouvelle qui devait surgir et apporter à l'humanité tous les bienfaits dont elle jouit jusqu'à ce moment. Et, de l'autre côté, on prêchait aux âmes qui n'étaient pas assez vertueuses, mais devaient le devenir en lisant l'Histoire de l'Empire Byzantin une leçon de morale comme serait celle-ci: „Si vous êtes empereur, roi, prince, ne faites jamais comme les empereurs byzantins. Si vous voulez être ministre, n'arrivez jamais au pouvoir par les voies qu'ont employées les ministres des empereurs byzantins, ce qui ne s'est jamais vu que là, à Byzance. Et, si, en dehors de cela, vous voulez conserver un peu d'estime dans les âmes de vos contemporains, n'allez pas suivre ces exemples détestables de Byzance, qui mérite d'être traitée comme elle l'est à cause de cette vie réprobable que je suis en train de vous exposer."

S'il s'agit de choisir entre la manière de Ducange et la manière de Gibbon, je préfère, et nous préférons tous, celle, un peu archéologique, sans grand horizon, mais d'une grande précision, d'une parfaite honnêteté et d'un peu de sympathie, qui

ne nuit jamais à la science de Ducange. On croit, il est vrai, que, en fait de science, il faut regarder son sujet avec un esprit d'indifférence sinon de mépris et même de haine, et alors on est objectif, tandis que, si on aime un peu son sujet, on est exposé à en changer un peu les lignes et à en fausser le caractère, ce qui est absolument condamnable. Encore une fois, je préfère, comme tout le monde, la façon, archéologique de Ducange à l'autre façon, „philosophique", critique, mais dénigrante et, donc, un peu falsifiante, de Gibbon.

Au commencement du XIX-e siècle, il y a eu une autre manière. La Révolution grecque s'est produite, et on mêla ensemble (ce qu'on ne doit jamais faire, puisqu'il s'agit de choses tout à fait différentes) l'ancien Empire byzantin et les aspirations vers une liberté qui leur était, sans doute, due, des Grecs modernes. Comme on partait vers la Grèce, pour y combattre contre les Turcs et contre les Égyptiens d'Ibrahim, parce que les Grecs de 1821 représentent les anciens Hellènes; on croyait servir la cause de cette liberté hellénique en s'occupant un peu de Byzance, en publiant des sources en rapport, au moins en ce qui concerne la langue, avec l'hellénisme ancien.

Et, au moment où, en France, on faisait l'oeuvre, si honnête et si profitable jusqu' aujourd'hui, étant présentée d'une façon sympathique et modeste, de Boissonade, en Allemagne, sous la direction de Niebuhr, plutôt philologue qu'historien dans le sens actuel du mot, on s'est mis à rassembler tous les historiens byzantins en copiant l'édition, faite avec beaucoup de soin et présentée avec un luxe imposant par les éditeurs de Venise, de ces mêmes écrivains. La collection de Bonn, sauf quelques volumes, — on le reconnaît maintenant —, péche par plus d'un point : des manuscrits qui n'ont pas été considérés, une critique qui est, pour la plupart, défectueuse, un texte publié parfois à l'aventure, une traduction qui est dans un latin parfois moins intelligible que le texte grec et faite, probablement, pour les personnes qui ne savent ni le grec ni le latin et qui finissent par ne rien comprendre ni au haut, ni au bas des pages. Elle est imprimée, avec cela, d'une façon épouvantable. Il y a eu en effet de pareils procédés de l'imprimerie allemande qui ont duré jusque vers 1850, mais l'Allemagne s'est reprise ensuite. On en a agi, du reste, de la même façon pour publier, dans

l'„Encyclopédie" sur papier buvard de Ersch et Gruber un très beau livre, très riche en fait d'informations, énormément vaste, mais un peu confus, parce que celui qui l'a fait s'est embrouillé plus d'une fois dans ses fiches, celui de Hopf, „Histoire de la Grèce au moyen-âge".

Hopf ne peut pas être considéré comme un byzantinologue. Ce qui préoccupait avant tout cet homme d'une patience à toute épreuve, que les lecteurs doivent partager ultérieurement, était de réunir des documents sur l'histoire de la domination latine en Orient, de sorte que Byzance passe un peu à côté, avec toutes ses provinces, avec toute sa vie intérieure, avec tout son vrai sens.

Puis, le romantisme est venu. Pour lui Byzance, avec les récits de ses historiens concernant ses crimes, sa vie un peu facile, d'un vice à portes ouvertes, dut attirer, et on s'en occupa avec intérêt sans penser que tout cela tient uniquement à Constantinople, parce que les provinces vivaient d'une autre vie.

Jusqu'aujourd'hui, les anciennes provinces de l'Empire byzantin se distinguent par une bonne vie de famille; on le voit en Macédoine, on le voit dans les provinces albanaises et grecques. Les sentiments entre les membres de la famille sont exquis, l'autorité du père, de la mère de famille restent les bases d'une morale qu'on est en train de balayer, malheureusement pour l'avenir de l'humanité. Mais on confondait alors, volontiers, Constantinople dans l'histoire de la capitale l'histoire d'un certain milieu de cette capitale, et, dans ce milieu, telle habitation de l'empereur; le reste préoccupait très peu.

On s'est jeté sur cette proie facile des scènes impressionnantes, à présenter. Il y a eu ainsi une époque de dilettantisme romantique, de littérature facile et brillante autour des sujets byzantins qui menaçait de compromettre ces études.

Une école française s'est fondée alors et vous me pardonnerez cher collègue Diehl, de dire qu'elle vient de vous et qu'elle se résume, en grande partie, en vous et en vos élèves, qui, suivant vos méthodes, ont dû prendre de vous aussi un souci de la forme littéraire que chacun maîtrise selon ses moyens, et vos moyens à vous ont été et sont très grands.

Ici, en France, Rambaud a passé ensuite à l'histoire de la Russie, avec les mêmes préoccupations romantiques. M. Diehl aime beau-

coup Rambaud, — nous l'aimons tous — et il a écrit une belle préface sur un livre un peu oublié de son prédécesseur. La place que tient Rambaud dans le développement de l'historiographie française est si grande, et ce n'est pas moi qui pourrais, venant d'où je viens et ayant les sentiments que j'ai, qui pourrais en médire; mais il faut bien dire que Rambaud appartient un peu à l'histoire romantique, c'est-à-dire que les institutions de Byzance, l'action militaire de Byzance, la civilisation byzantine dans ce qu'elle a de plus profond l'intéressaient, sans doute, mais, présentant l'époque de Constantin le Porphyrogénète et certains moments du développement ultérieur de Byzance, la chose à laquelle il pensait avant tout était ces grands tableaux très colorés de la vie byzantine.

Il n'y avait en lui, ceci est certain, rien d'un archéologue et rien d'un philologue; il était historien, et il était aussi littérateur, dans le meilleur sens du mot. Il a pu nous donner des pages inoubliables, au-dessous desquelles il fallut mettre, parfois des notes, comme cela arrivera avec presque tout ce que nous écrivons: lorsqu'on est encore utile, on réédite le texte et on ajoute des notes qui le contredisent; lorsqu'on ne l'est pas, on ne réédite pas ou on critique une oeuvre qui, comme toutes les oeuvres humaines, est en rapport avec les possibilités et les directions d'une certaine époque.

De sorte que ceux qui seraient disposés à considérer l'école française comme ayant un seul caractère, passant de Rambaud à M. Diehl, se tromperaient. M. Diehl a, sans doute, tout ce qu'il faut pour présenter un sujet de la façon la meilleure, alors que, si le romantique a pu le faire aussi, après lui il y a les scrupules de l'historien qui travaille d'après les méthodes d'aujourd'hui. M. Diehl a commencé par des études classiques; il a été archéoloque, il l'est encore; il est historien de l'art,— et voici ce qui ne se trouve pas chez l'ancien historien, qui prend la large voie bordée de fleurs et d'arbres, où chantent tous les oiseaux du romantisme, pour présenter autre chose que ce qui est la vérité historique, qui, elle, doit être très bien vêtue de littérature, mais n'est pas la littérature en elle-même. Car elle dépasse certainement, par son but et par ses scrupules, la littérature, telle qu'on la comprend habituellement.

Seulement, à côté de l'école française, il y en a eu d'autres

aussi. Ce mouvement vers les études byzantines a pris des chemins d'à côté, qui ne ressemblent pas à la grande voie que l'École française avait ouverte, vers 1890.

Il ne s'agit pas de l'école anglaise, qui part de Gibbon, ou plutôt de Bury, qui a refait l'oeuvre de Gibbon, présentant d'une façon qui permet aux lecteurs de s'informer sur tout ce qui a été redressé et ajouté aux connaissances antérieures. Cette oeuvre, d'auteur et d'éditeur, de Bury, occupe une très large place dans le développement des études byzantines d'aujourd'hui. Il n'y a pas d'année pendant laquelle ne paraissent des livres anglais de tout premier ordre. Ainsi, tout récemment, les deux volumes d'un jeune historien, M. Runciman, pas trop aimable pour ses prédécesseurs, — mais cela arrive lorsqu'on a un certain âge, et, comme il y a une justice immanente, je viens de lire un compte-rendu rédigé par un honorable érudit bulgare, très acariâtre, M. Moutaftchiev, sur le livre de M. Runciman, qui permettrait à celui-ci de s'apercevoir lui-même qu'il faut un peu s'entre-pardonner.

Cette école est une très grande école. L'histoire de Byzance a été entreprise, du reste, deux fois par Bury, et la seconde forme est encore meilleure que la première. On ne peut pas passer sous silence non plus toute la part que Bury et ses élèves ont prise à la rédaction de la partie orientale de l'Histoire du moyen-âge de Cambridge, la „Cambridge Mediaeval History". Tout cela doit être placé en première ligne des progrès réalisés à notre époque par les études byzantines.

Je dois ajouter encore quelque chose. En Angleterre, on prend Byzance encore dans son ensemble. On ne s'arrêterait pas sur la description d'un manuscrit pour revenir un an après et parler d'un autre manuscrit qu'on a découvert, ou faire la liste des éléments de vocabulaire qu'on a consignés dans ses fiches et en faire un article de revue. Car on croit trop facilement, à notre époque, que tout ce qui n'est pas fini doit être article de revue, alors que ce qui arrive à être un ensemble peut devenir un livre.

Non, en Angleterre, on prend un grand sujet, on passe des années à recueillir l'information, qui est toujours très riche, et, après cela, employant une forme qu'on ne dédaigne pas parce qu'elle est littéraire, on donne de très beaux livres.

Mais, à côté de cette direction, il y en a une autre, que l'Al-

lemagne a affectionnée pendant plus d'un demi-siècle. Sans doute, si des philologues éminents s'occupent des monuments de la littérature byzantine, ce qu'ils font est utile à la science et il faut leur être reconnaissant de l'oeuvre énorme qu'ils ont fournie pendant de longues années. Cette oeuvre, accomplie en Allemagne à partir de 1890–1900, est due, avant tout, à l'initiative de Karl Krumbacher, qui a publié ce livre admirable qui est le manuel d'„Histoire de la littérature byzantine". Refaisant cette petite Histoire de Byzance, dont parlait, dans des termes si aimables, M. Diehl, pendant trois semaines je l'ai relue d'un bout à l'autre. De fait, c'est d'abord, comme le demandait la collection dont elle fait partie, une bibliographie de la littérature byzantine. Elle contient quelques biographies, et, dans la seconde édition, on y a ajouté des éléments concernant la littérature religieuse, dus à un très grand savant, M. Ehrhard, qui vit encore, Krumbacher étant mort il y a une vingtaine d'années.

On y a attaché aussi une Histoire de Byzance, due à Gelzer, un Suisse, professeur en Allemagne. Quiconque connaît la vie de Gelzer sait que ce n'était pas un philologue dans le sens habituel du mot, mais un homme qui s'intéressait à tout, qui avait des goûts très curieux, s'étant initié à des langues orientales qui lui étaient nécessaires, mais pas tout à fait pour ce qu'il voulait faire. Il écrivait d'une très belle façon et aimait à mettre toujours en regard des choses anciennes de Byzance des évènements contemporains. On pense bien que beaucoup d'érudits, qui ne permettent pas d'être littéraires si on veut être un savant honnête, s'offusquent un peu des comparaisons de Gelzer. Mais il avait, lui, une seule façon de vivre, de parler et d'écrire, ce qui est, je crois, la meilleure manière. Il écrivait done d'une façon familière, comme pour des amis et des étudiants, et pas comme quelqu'un qui veut préparer un gros travail sur un sujet de philologie. Cette brève Histoire de Byzance aurait beaucoup gagné à être publiée séparément, comme un ouvrage destiné au grand public.

Dans le Manuel de Krumbacher, par lequel commence l'École de byzantinologie allemande, il y a donc trois choses tout à fait différentes : d'abord, des esquisses littéraires très bien faites par Krumbacher lui-même, homme qui, (en parlant de science et d'érudition, je ne sais pas s'il faut risquer le mot) avait du

coeur. Si on lit ses dernières lettres, alors qu'il prévoyait la mort et la sentait proche, on se rend compte combien il avait de coeur et, lorsqu'il traita de ces écrivains byzantins qui ne sont pas toujours sympathiques en eux-mêmes: des compilateurs, des auteurs de dictionnaires, de vocabulaires, de traités de théologie, et nous qui avons connu tant d'explications théologiques, nous n'aimons par revenir en arrière pour les reprendre une à une, il a fallu vraiment un esprit comme celui de Krumbacher pour que, avec un sujet comme celui-là, on arrive à bien caractériser, à être parfois intéressant. Il y a de la vraie histoire littéraire devant cette bibliographie énorme qu'on veut refaire maintenant, et il sera bien difficile de faire entrer tout cela dans un seul volume.

M. Ehrhard, de son côté, ne s'arrête pas à des qualités de forme chez les théologiens, alors que, à côté, il y a cette excellente Histoire byzantine, rédigée par Gelzer.

L'école de Krumbacher a continué par Heisenberg.

Heisenberg, qui vient de mourir, était un des chefs de la byzantinologie contemporaine, collègue très sympathique dont nous déplorons tous la perte,—et j'ai cherché à sauver sa bibliothèque en entier: elle se trouve maintenant à Bucarest, dans mon Institut pour l'étude du Sud-Est de l'Europe,—excellent camarade, comme nous nous en sommes aperçu pendant le dernier Congrès d'Études Byzantines où il a eu l'esprit et le bon goût, en parlan des études byzantines en France, de rendre hommage à l'école française.

Mais il n'était pas historien, et la Revue Byzantine, la „Byzantinische Zeitschrift", commencée par Krumbacher, passant sous sa direction, est devenue encore plus, en première ligne, un répertoire d'études philologiques. Ceci non sans inviter des savants étrangers, qui n'étaient pas du clan, et M. Diehl lui-même y a collaboré avec plusieurs articles: on peut dire que, parmi nous, il n'y a presque personne qui ne l'eût fait. Après la guerre, cela a été plus difficile. Certaines personnes se sont rendues plus facilement à rentrer parmi les collaborateurs de la „Byzantinische", d'autres ont mis du temps à rentrer au bercail de la science internationale consacrée à Byzance.

Mais, avant tout, il y avait cette préoccupation philologique et toute une école s'est formée, composée, en grande partie, de professeurs de lycée, vivant dans de très petits centres, qui s'occupaient de tel écrivain byzantin, important on non, mais tou-

jours utile au point de vue du vocabulaire et des formes de la langue. De sorte que cette collaboration permanente d'un Maas, d'un Praechter, d'un Eduard Kurtz, qui, celui-ci, venait des provinces baltiques, s'est dirigée, non pas tant dans le sens de Krumbacher lui-même, que plutôt dans celui de Heisenberg.

J'ai dit que le grand désir de Krumbacher avait été de réunir tous les byzantinologues pour un grand travail d'ensemble rénovateur. Jusqu'aux Russes, qui étaient un peu plus loin, il a trouvé les collaborateurs qu'il désirait, mais, après quelque temps, cette unité de travail a été brisée. On a voulu, dans chaque pays, avoir sa Revue d'Études Byzantines. En France seule on ne l'a pas fait; on y a été plus généreux, donnant la contribution française à toutes les entreprises de périodiques parus à l'étranger. Mais les Russes ont créé ensuite le „Vizantiiski Vrémennik", énorme publication de caractère philologique, due à une école partant de Vassilievski surtout d'Ouspenski, et, pour l'archéologie, du regretté Kondakov. A côté, surgit une autre revue, celle de Regel, qui faisait concurrence, bien qu'une concurrence un peu maigre et d'une durée très courte. Et il y eut aussi une Revue de théologie qui s'occupait, avant tout, d'ouvrages qui tenaient à l'orthodoxie, car la Russie, héritière des traditions de Byzance en ce qui concerne la religion, croyait en avoir le droit, et, pour une large partie, ce droit, elle l'avait.

L'Italie viendra avec les „Studi bizantini e neoellenici".

Il y a eu aussi des publications en Grèce. On y publie en ce moment, deux revues grecques: les „Hellénika", revue bien rédigée, et une autre qui appartient à la Société des Etudes Byzantines d'Athènes. A Kadikieni les Assomptionnistes font à Byzance une large part dans leurs „Échos d'Orient".

De sorte que, d'un côté, les études byzantines ont été dirigées, en Allemagne, vers la philologie, et de l'autre côté, l'unité, qu'on avait cru pouvoir réaliser, n'a pu être continuée.

Après le Congrès de Bucarest, nous avons créé, étant donnée la disparition des revues russes et les difficultés contre lesquelles luttait Heisenberg pour la sienne une revue de caractère plutôt français, mais rédigée sous la direction d'un savant belge d'une jeunesse et d'une énergie d'esprit tout à fait extraordinaires, d'une hardiesse à chercher les solutions nouvelles qui donnera, à l'a-

venir aussi, des pages nouvelles à l'Histoire de Byzance: il s'agit de M. Henri Grégoire. C'est le „Byzantion".

Il se distingue des revues byzantines précédentes par le fait qu'ici, on fait beaucoup d'histoire, même de l'histoire littéraire, car, pour la première fois, on y trouve des pages, d'un savant russe, qui représentent la méthode de l'histoire littéraire appliquée à Byzance, dans le sens dans lequel nous entendons l'histoire littéraire pour les pays de l'Europe Centrale et de l'Europe Occidentale. C'est une revue très variée, qui ouvre déjà une voie nouvelle et à laquelle collaborent, en ce moment, en grande partie, les savants russes aussi qui, avec le soviétisme dominant, ne peuvent publier à — je continue à dire „Pétrograd" —, que des cahiers très maigres, auxquels on ne peut collaborer que dans certaines conditions et sous une surveillance qu'on dit ne pas exister, mais qu'on sent dans chaque page qui est publiée là-bas.

De sorte que le „Byzantion" est arrivé à réunir, en ce moment, les savants français, les savants belges et une grande partie des savants russes; des contributions lui viennent un peu de partout, jusque de cette Amérique où les quelques travaux, parus dernièrement, sur l'histoire de Byzance, représentent un effort de documentation extraordinaire, une patience à établir les bases de l'ouvrage lui-même qui est admirable et une forme qui n'est pas inférieure à celle de la science anglaise.

II.

Maintenant, puisque nous sommes arrivés au moment où, après des critiques qui me sont venues, parfois malgré ma décision de ne pas les présenter, d'elles-mêmes, s'imposant comme elles s'imposent à tout esprit libre qui aime à dire sa pensée sans détours et en en prenant toute la responsabilité, je crois qu'on peut distinguer de quel côté les études byzantines devraient se diriger.

D'abord, nous n'avons pas, jusqu'ici, une collection, une bonne collection des sources narratives de l'histoire de Byzance. Tantôt on prend le Procope de Bonn, tantôt on recourt au Procope qui a été publié à Rome, parce que, s'occupant de la campagne d'Italie, la science italienne, qui s'honore d'un Festa et d'un Mercati, d'un Martini, est intéressée, historiquement, à une bonne

édition de cet auteur, tantôt, on cite l'édition de Haury, Français d'origine, mais érudit allemand; tantôt on s'adresse pour Anne Comnène à la vieille édition, tantôt à la nouvelle, de Reifferscheid. De l'édition périmée de Georges le Moine on est réduit à se servir si on n'a pas sous la main celle d'un De Boor. Tantôt, c'est le texte de Bonn qu'on utilise pour l'Acropolite tantôt on recourt à l'édition de Heisenberg. Maintenant, en France aussi, il y a une nouvelle collection d'historiens byzantins, avec traduction. On s'adresse, donc, pour Psellos à la publication de Sathas ou bien à l'édition française. On sent bien la difficulté qu'il y a à recourir, pour chaque chapitre de l'histoire byzantine, à des éditions faites d'après un autre système et présentant la source d'un autre façon.

Depuis quelque temps, on a l'habitude de publier le texte grec sans aucune note et sans traduction. On s'est élevé contre les traductions en disant: Toute traduction est mauvaise, parce que l'homme a la coutume de recourir à ce qui est le plus commode, de sorte que, lorsqu'il trouve la traduction, il la lit seule sans remonter à la source.

Cela est tout à fait vrai. Pour ma part, je connais un jeune historien roumain qui a publié un gros travail destiné à prouver la chose, impossible, que les Roumains descendent des Gépides, alors que les Gépides occupaient seulement quelques villages du côté de la Tisa, sans être jamais entrés au milieu de la Dacie, qu'il n'y a pas un mot gépide dans le roumain et, quant à quelques fibules ainsi dites gépides qu'on a trouvées, elles permettent tout aussi peu d'en tirer des conclusions de conquêtes de la part des Gépides que, si on trouve quelque part un „made in Germany", ceci puisse signifier qu'il y a eu là une forte population allemande. Or, voulant savoir si cet auteur, qui avait fait des citations occupant des dizaines de lignes en bas des pages (le nom est indifférent, et, du reste, il a reçu tant d'éloges pour ses théories, que je ne contribuerai pas à sa réclame ici, et ce soir), sait le grec. j'ai employé ma qualité de président d'une commission d'examen, dont il est sorti malgré moi conférencier de l'histoire des invasions barbares, pour lui faire confesser, bien malgré lui, qu'il travaillait uniquement sur la traduction latine de l'édition de Bonn.

La critique qui s'adresse à cette propension de l'esprit humain à ne pas trop se fatiguer a quelque chose de légitime, mais,

cependant, si on pense à la difficulté des textes grecs, je crois que, dans la grande édition, réservée à ceux qui viennent après nous, de toutes les sources narratives byzantines, il faut qu'il y ait au moins des notes, sinon une traduction en latin. Je crois qu'il vaut mieux que chacun donne une traduction dans sa langue à lui, parce que, traduire dans une langue ancienne qu'on a apprise dans les livres, c'est toujours quelque chose d'approximatif et, donc, de très dangereux.

Ensuite, nous n'avons jusqu'ici aucune grande collection de documents concernant l'histoire de Byzance. Ils sont parsemés de tous côtés, et il faudra bien alors qu'on forme, à côté de l'édition nouvelle des historiens, un recueil des chartes byzantines. On y a pensé d'abord, puis, à la place de cela, on a eu la tâche imposée à un élève allemand de M. Heisenberg, celui qui sera, demain le chef de l'École d'Études Byzantines allemandes, M. Dölger.

Oeuvre d'ainsi-dites „regestes", plus difficile qu'utile qu'il a entreprise, sans doute, avec des scrupules, mais qu'il a conduite avec un esprit très laborieux et très patient. Or, après avoir lu les trois fascicules qui composent son répertoire, on peut demander, tout en en tirant profit, si l'éditeur n'aurait pas pu employer son temps précieux mieux qu'à rédiger ces résumés de „documents", qui ne sont pas toujours des documents conservés.

Donc, publication des sources narratives, publication des documents, toujours avec des notes, avec des indications, avec des traductions, pour les chroniques.

Et, enfin, par-dessus les préoccupations de vocabulaire et de syntaxe, il y a dans la littérature byzantine quelque chose de vivant à découvrir. Car cette chose vivante est cachée sous toute espèce de formules prises dans des écrivains antérieurs, parfois dans des écrivains anciens. Il y a une croûte qu'il faut briser, et autre chose ensuite.

Le diamant tel qu'il est sur nos doigts n'est pas pris de cette façon dans la mine : il y a tout un travail à faire sur la gangue. Et ceux qui ont vu la pierre d'or savent que c'est, à l'apparence, un très vilain minerai : il n'y a que ceux qui sont habitués qui puissent la reconnaître ; il faut tout un travail de lavage pour arriver à recueillir quelques étincelles d'or. Pour la littérature byzantine, il faut se dire que c'est la même chose : le minerai est

mauvais, parfois insupportable; il y a des pages sur lesquelles il faut passer.

Pendant longtemps, j'ai essayé de lire en entier certains ouvrages de théologie. C'est tout à fait impossible ! Mais, là, au fond, il y a quelque chose de vivant. Et, puis, il ne s'agit pas seulement d'un renseignement historique : savoir quelque chose de plus sur la vie d'un homme, qui est toujours intéressante, mais même la vie d'un empereur à elle seule ne représente pas l'histoire. Il faut quelque chose à côté, quelque chose tout autour pour avoir la vraie histoire.

Mais il y a aussi l'interprétation que chaque époque donne à toute chose. Celui qui s'imagine que l'humanité pense de la même façon, sent de la même façon, qu'elle s'arrête sur les mêmes choses pour en tirer les mêmes conclusions, se trompe étrangement.

En plus, l'interprétation byzantine n'est pas la même d'une époque à l'autre.

Ceci est la chose intéressante, et, si on arrive, après avoir trituré le minerai, après l'avoir lavé, après avoir recueilli ces parcelles et les avoir mises ensemble, si on arrive à trouver ce qui est vraiment utile, et pas seulement, pour des recherches de détail, alors on a fait l'oeuvre principale, la grande oeuvre qu'attend une autre génération.

Cette oeuvre demande deux choses très différentes, mais qu'il faut avoir en même temps. Étant donné l'état où en sont les études byzantines maintenant, il faut avoir la très grande patience du compulseur de manuscrits pour retirer de cette oeuvre le bon texte, celui sur lequel on peut se fonder, mais, après cela, ne pas s'arrêter et avoir le courage *d'humaniser* l'histoire de Byzance.

Lorsque, non seulement l'histoire de Byzance, mais toute histoire sera humanisée, au lieu de faire des livres pour des collègues qui ne les aiment pas, pour des étudiants qui les supportent, pour des bibliothécaires qui les rangent et pour un public qui les ignore, on sera entouré, comme l'étaient, jadis, les grands savants d'une autre époque, par la compréhension et la reconnaissance d'une société entière.

N. Iorga.

COMPTES-RENDUS

P. Mutafčiev, professeur à l'Université de Sofia, *Bulgares et Roumains das l'histoire des pays danubiens*, Sofia 1932.

M. Mutafčiev, auteur d'un livre érudit, mais diffamatoire, dans lequel les sources sont maniées avec une rare brutalité [1], a cru devoir présenter dans un français assez convenable, qui n'est pas, bien entendu, de sa façon [2], son gros factum qui prétend détruire tout un échafaudage historique dans lequel les témoignages des sources sont interprétés avec une logique à laquelle il est étranger et un bon sens dont son primitivisme croit pouvoir se moquer.

Ce livre de fabrication captieuse, contenant 387 pages, a une tendance qui est évidente. Prouver: 1° que la Dacie de Trajan a été évacuée, 2° que les colons établis sur la rive droite ont été détruits par les barbares, qui faisaient des massacres de centaines de mille d'habitants (il leur fallait du temps pour cela); 3° que déjà des „Protobulgares" (tout ce qui est „Scythe", d'autant plus Koutourgour, lui paraît sentir le „protobulgare") occupaient la rive gauche; 4° que, bien avant les Slaves eux-mêmes, ils occupèrent la Moesie; 5° qu'ils y trouvaient des soldats huns, presque des compatriotes (p. 97; Vitalien aurait été non pas aussi le chef de la population romane des paysans de ces régions, tel qu'il apparaît dans Jean d'Antioche, mais celui d'une bande de Huns); que les „Deutérobulgares" (après les "Protbulgares") se sont établis à Nicoliţel dans la Dobrogea, où „on voit encore les traces de vastes fortifications de terre, pareilles à celles de Pliska", donc indubitablement bulgares (pp. 140-141); 6° que le deuxième et même le „troisième" Empire bulgare n'ont rien à voir avec les Roumains, car les „Vlaques" signifient autre chose; 7° Qu'il n'est plus question de cette engeance après le XII-e siècle; 8° que les Roumains, pourchassés de partout, partout massacrés, sont la seule nation de ces régions qui n'ait eu un passé. Et, comme il y en a environ

---

[1] Il en a fait la preuve aussi dans l'étude de revendication politique sur Silistrie qu'il a insérée dans le „Sbornik Dobroudcha", 1927, pp. 102-139.

[2] En fait de français: citons: „les Rhodopes", „Nicopole", „Philippople", „Ancone", „Isaïa", „seignoriale", etc. Aussi „la paléographie de l'inscription", la „première question qui se pose à lui". Même en fait de grec, langue que cependant cet opiniâtre dépouilleur de sources connaît: Dexipus. Citons aussi: „De aediffic" *(sic)*.

dix-huit millions, qui doivent bien avoir été quelque part, il aurait fallu ajouter : 9) que les Roumains n'ont jamais existé.

Cette attaque furieuse a une explication, et l'auteur a l'habileté de se démasquer lui-même. M. M. s'imagine sérieusement que les Roumains veulent prendre aux Bulgares „Roustchouk, Varna et des frontières sur la chaîne du Balkan" (p. 281). C'est si risible qu'on me permettra de hausser les épaules.

Il suffit de présenter cette thèse pour qu'on se rendre compte quelles entorses il faut donner à la vérité historique pour essayer de la prouver[1].

Dans ce but, à quoi ne daigne-t-il pas recourir? A une ironie de bas étage et à des assertions controuvées. Je n'ai jamais dit que la Dobrogea a été immune pendant les invasions, p. 99. Je n'ai jamais prétendu que toute la rive gauche du Danube était gardée par les Byzantins. Je n'ai jamais parlé de l'existence avant les Roumains d'un „Danube roumain" et de „flottes de commerce roumaines" (p. 107 et suiv.). Je n'ai jamais contesté à Attila, plein de l'idée de l'empire asiatique, sa qualité de roi. Je n'ai pas nié la présence des Bulgares dans le Boudchak, mais seulement un établissement de longue durée.

Je n'ai jamais parlé de masses roumaines que les Bulgares eussent trouvées en Moesie, mais de restes romans non encore amalgamés avec les envahisseurs slaves. Je n'ai jamais pensé à un Bărăgan roumain en Bulgarie (p. 156), et je n'ai montré par rien ne pas connaître l'origine touranienne de ce terme, que j'ai mis même en rapport avec les noms touraniens de la Borcea et de Toutrakan (Turtucaia) ; j'avais le droit de choisir la forme qui me paraissait la plus naturelle entre deux versions. Je n'ai jamais fait des noms, interprétés de diverses façons, de Paganus et de Sabinus sur lesquels Bury présentait déjà une opinion pareille à la mienne, un objet de revendications roumaines au-delà du Danube; plus que cela, j'ai suivi la succession des hypothèses les concernant. Je n'ai pas pensé à faire circuler la capitale bulgare jusqu'au Sud des Balcans, mais me suis borné à interpréter par „Toundscha" en guillemets la forme de Τοῦζας que M. M. est libre d'expliquer autrement. Je n'ai pas nié des pénétrations bulgares plus anciennes

[1] La façon puérile, gamine, dont M. M. croit pouvoir traiter la „thalassocratie" byzantine me dispense de lui répondre.

dans l'Occident balcanique, mais je crois que c'est seulement le second Empire qui y a établi une domination, et on ne peut pas cacher le fait que, avec les Slaves de là-bas, d'un caractère spécial, il y avait comme base de la nouvelle fondation aussi, en grand nombre, les Vlaques et les Albanais: toute l'argumentation indignée de M. M. combat donc une thèse qui n'existe pas. Je n'ai pas méconnu le caractère slave du suffixe *iță*, mais j'ai le droit de dire que je le rencontre généralement chez les Roumains. Je n'ai pas accepté la théorie de Xénopol sur le caractère du δεζεῖτε (p. 217). Mais il faut être étrangément prévenu pour nier le caractère roumain des Assénides.

L'auteur m'attribue sans aucune raison l'intention de faire des Tzars de Trnovo au XIV-e siècle des Roumains; je ne me suis pas appuyé sur Jireček pour faire des Balcha des Roumains (pp. 225-227): j'avais tout le droit de mettre en face des noms de Dobrotitch et de Balika des formes roumaines absolument correspondantes, ainsi que celui de changer d'opinion an cours de trente ans sur l'étendue de leurs possessions. Je n'ai rien pris à M. Comnène sur les formations roumaines du Bas Danube, dont l'existence est largement prouvée par M. Bănescu. Je n'ai jamais affirmé que kral est empereur et dans mes extraits de Raguse il y a la preuve de la façon dont je considère Lazare. Je n'ai pas affirmé une domination carolingienne dans le Sud des Balcans (p. 265). Je connais assez la domination des Pétchénègues et des Coumans chez nous pour qu'il ne faille pas qu'on me redresse sur ce sujet. Citant Jireček si souvent depuis trente ans c'est une offense grossière que de supposer que je ne connais pas son livre. Sans cette forme inusitée de rectifier quelques coquilles, qui ne le sont pas même assez souvent, car, à la page 71 (pas 17) de mes *Nòtes,* je ne dis pas que Boris fut „le second successeur de Kroum", mais bien que Siméon fut „le second successeur de Boris", — et il aurait été facile de corriger „Brosiaques" une faute d'impression, à la page 65 (voy. aussi le texte roumain), — j'aurais remercié mon jeune collègue bulgare de me les avoir signalées.

Des sources, M. M. prend brutalement tout: les 200.000 âmes massacrées ou emmenées en esclavage dans une seule invasion slave chez Procope (p. 98). Il admet que devant les barbares les gens du Danube s'enfuyaient jusqu'à Ancône (p. 101); il accepte (pp.

105-106) des destructions succesives: telle région détruite se refait pendant qu'on détruit l'autre.

Mais où la mauvaise foi de l'auteur, au niveau, du reste, d'un humour de café turc, dépasse tout, c'est lorsque — mon Dieu! chacun a un peu la sienne...,—son ignorance se double de faux évidents. Ainsi il prétend que le seigle, en roumain *săcară,* s'appelle dans cette langue uniquement *rîjniță,* terme que personnellement je ne connais pas, que le haricot est en roumain *boabă* (de fait *fasolă),* et que pour l'agriculture (voy. mon *Hist. des Roumains)* il n'y a pas de termes venant du latin (p. 133). Comme il y a beaucoup de mots slaves pour la pêcherie en roumain, il passe sous silence que *pește, a pescui, pescărie, crap* viennent du latin (il croit du reste que *somn* s'appelle en roumain *som,* que *plevușcă* est *plevuică).* Il prétend qu'il n'y a pas de nom latin pour „lac", que *bolboacă* signifie „eau tranquille", que *gârlă* n'a pas le correspondant *rîu* avec tous ses dérivés, que *brod* est d'usage actuel et pas *vad,* etc. (voy. p. 134, note 1). Il déclare solennellement que Dunăre vient de Dunau (voy. Max Förster, *Der Name der Donau,* dans la *Zeitschrift f. slav. Philologie,* 1924). Il met en rapport Vicina avec „la rivière de Titcha". Il transforme Obucița en Obroutchitza et oublie le vieux nom roumain de Saccea (cf. Smil-Ismaïl). Il admet sur la base d'un texte poétique un Preslavetz dobrogien supérieur à Kiev (p 188).

De Mircea il fait un nom dérivé de *mir* (p. 225). On fatiguerait le lecteur impartial en énumérant tout ce qui dans ce pamphlet scientifique devrait être signalé. Je dirais seulement que de l'histoire roumaine M. M. ignore tout, sans quoi il ne parlerait pas de „Radou Négrou" et de sa „descente", de la „superposition" des Roumains sur une „population slavo-bulgare trouvée" par eux dans leur patrie même vers 1300. Il va si loin qu'il n'admet pas même qu'on eût parlé roumain en „Valachie, Transylvanie et Moldavie" vers 1400 (p. 303). On se demande ahuri ce que peut représenter la passage suivant, à la page 277: „le titre de „domini" que *les Valaques imaginaires* de M. Iorga donnaient aux souverains bulgares" (p. 277); il n'a rien à faire, ce titre byzantin, avec les *Domni* roumains.

Une certaine rouerie ne manque pas, parfois, à cette argumentation: il faut que les dévastations des barbares s'acharnent sur ce qui est roman et doit donc disparaître (p. 106).

Les précisions sont, comme chez beaucoup d'autres copistes de sources, d'une sûreté enfantine: M. M. sait exactement jusqu'où allaient les établissements des Avares (p. 99).

Mais ce qu'il y a de plus primaire dans cette présentation c'est le refus absolu de tenir compte de l'enchaînement naturel des faits. M. M. ne touche pas à un seul des arguments par lesquels on a montré l'impossibilité du départ et celle du retour d'une population ayant des terres et, comme pâtres, attachée aux lois de la transhumance. Il pousse des cris de triomphe, bruyants et ridicules, lorsqu'il lit que les villes peuvent être conquises, mais qu'il est difficile de chasser le paysan, prêt, pour rester, à toutes les transactions avec l'envahisseur (voy. pp. 108-109). L'exemple donné par l'Italie méridionale lui est indifférent; la Vie de S. Séverin est mise de côté. Il croit pouvoir détruire d'une rustique chiquenaude la reconstruction de ce que Attila a été de fait pour l'histoire et qui correspond à la carrière d'Alaric; il ne comprend pas le double caractère du chef hun. Il n'entend pas un mot aux „Romaniae" largement distribuées d'un bout à l'autre de l'ancien territoire de l'Empire. Il croit, malgré les belles démonstrations de M. Dopsch, à la théorie „catastrophale" des barbares qui tuent et incendient. Tout horizon d'histoire générale lui manque, du reste, de même que toute généralisation le fait voir rouge.

Tous les historiens roumains sont gratifiés, du même contact avec la patte d'ours de ce philologue acariâtre. Feu Pârvan en a sa part et parmi les faussaires attitrés M. M. n'a pas oublié MM. Bănescu, professeur à Klausenburg (pour ne pas dire Cluj), et P. P. Panaitescu. Comme on le voit, nous sommes du côté roumain du Danube toute une bande d'ignorants et de malhonnêtes dont le seul but est de planter le drapeau roumain sur les Balcans, et „les Rhodopes" aussi.

Si cet érudit, capable de travaux estimables, et d'une patience digne d'éloges, croit servir ainsi sa patrie et l'honorer en même temps, je suis convaincu qu'il se trompe. Et il se peut que des savants bulgares qui ont coutume de dire leur opinion d'une façon plus convenable soient du même avis. S'il y a encore des questions d'histoire à discuter, avec ceux-là on pourrait le faire. Encore plus avec quiconque, ayant une âme noble et loyale, se rappelle de tout ce que ces Valaques sans passé ont fait pendant des siècles, à partir du XIV-e, pour recevoir et héberger les

fuyards de la Bulgarie détruite et pour soutenir la lutte nationale des Bulgares pour leur résurrection.

Et aux exagérations et aux calomnies nous pouvons opposer sans nullement manquer à la vérité la formule lapidaire d'un Bogrea, trop tôt ravi aux études qu'il a illustrées: „une nation qui représente à sa place vingt siècles de latinité, qui résume en elle toute la romanité de l'Orient et continue aux bouches du Danube l'histoire et la civilisation romaine, une nation qui, frappée par mille malheurs et guettée par mille dangers, s'est conservée comme telle grâce seulement à l'idée latine et à la foi chrétienne".

* * *

V. Gordon Childe, *The Danube in Prehistory,* Oxford 1929.

La partie la mieux traitée par l'archéologue anglais est celle qui concerne le Danube moyen, le reste n'étant qu'un appendice à cette large présentation accompagnée d'une illustration luxueuse. On peut se demander si c'est la meilleure méthode, mais on sera reconnaissant à celui qui a recueilli dans cet énorme volume des matériaux si nombreux et si dispersés. L'auteur admet à l'époque néolithique une circulation danubienne dans la région du loes (pp. 3-4). Il signale l'importance des dépôts de sel et de métaux le long de ce „corridor danubien", l'ambre étant voisine (pp. 6-7). Une introduction traite de l'homme paléolithique. Comme premier dépôt de l'époque nouvelle on admet celui de Vintcha, près de Belgrade (p. 26 et suiv.), où travaillait une fabrique de poteries. Des agriculteurs y vivaient dont on n'a pas trouvé les restes, ni ceux de leur nourriture végétale ou animale (p. 31). Tordos est mise à côté et des attaches à la civilisation égéenne sont indiquées, mai surtout des rapports du côté de l'Autriche, de la Slovaquie et de la Moravie (p. 36). La civilisation des Danubiens I est exposée ensuite (très belle céramique, aussi polychrôme). „La civilisation néolithique à été diffusée", d'après l'auteur, le long des grandes routes naturelles décrites au chapitre I, par une race de paysans danubiens", bons agriculteurs, vivant dans des établissements denses. Les Danubiens II les auraient chassés lentement vers l'Ouest (p. 63). Et plus loin: „Quoi qu'il en soit, le corridor danubien a été, comme nous l'attendions, le chemin de passage par lequel la civilisation de la Méditerrannée orientale, déjà filtrée

et apauvrie, s'est répandue dans l'Europe du N. et du N. Ouest" (p. 67).

C'est encore de Vintcha que l'auteur part pour la seconde civilisation Elle se rettache au dépôt de Butmir (p. 73) et même de certains parties de l'Italie (p. 74), en même temps qu'à celui de Polgar (p. 76). La dérivation de l'Égée paraît plus claire à l'auteur (p. 91 et suiv.). On adore la „Mère des dieux", on brûle les morts ou on les enterre dans la position ramassée (p. 95).

Sur la vallée de l'Olt il y aurait en une civilisation plus avancée, d'origine orientale, datant du quatrième millénium peut-être (p. 98). On y retrouve le type de Cucuteni (Moldavie). Des rapports avec la Thessalie (p. 107).

Le chapitre I s'occupe de pénétrations scandinaves. Des bergers n'ont plus la même religion (pp. 129-130). Ces pénétrations avancent jusqu'eu Galicie.

Une même nation s'étend „de l'Oural aux Vosges", „de la Baltique aux Alpes illyriens" (p. 147). L'auteur passe à des établissements suisses ou de la région „entre le Rhin et l'Elbe" (p. 161) et aux „bell beakers" de nomades (p. 188).

Le XI-e chapitre traite de l'âge de bronze en Hongrie et de l'extension de la civilisation nouvelle. Aussi de la civilisation qui suit la voie de l'ambre (p. 235).

L'auteur croit pouvoir constater à cette époque une certaine „unification" dans la plaine hongroise (p. 268). On a des rapports courants avec l'Égée (p. 269). Un courant du Nord porte une population vers la Transylvanie ou la Grèce, avec „de faibles restes dans la Hongrie méridionale et le Banat" (p. 295). A côté, vers l'Ouest, la civilisation du „tumulus bronze" (ch. XV) (Allemagne, Pologne). Un autre type en Lusace et en Silésie (ch. XVI).

Au chapitre XVIII „les dernières habitations lacustres".

On arrive ainsi à „la fin de l'âge du bronze en Hongrie et aux Scythes". La Transylvanie joue un grand rôle par son or (p. 396 et suiv.) et on peut parler de „civilisation transylvaine". Les nouveaux-venus auraient passé par la Galicie et la Moldavie (?) (p. 394).

Planches, bibliographie.

* * *

Abraham Galanté, *Turcs et Juifs, étude historique, politique,* Stamboul 1932.

Beaucoup de nouveau dans cet ouvrage, qui s'appuie sur des sources inédits ou peu connues. Ainsi la persécution de marchands juifs par Vlad Ţepeş ou par Vlad le Moine, prince de Valachie, à l'époque où Mahomet II combattait contre Ouzoun-Hassan (p. 13). Mais il est absurde d'écrire: „la Valachie et la Moldavie, principauté qui se trouvait encore en 1877 sous la souveraineté turque et qui avait une administration autonome intérieure" (p. 15).

* * *

William Henry Paine Hatch, *Greek and syrian miniatures in Jerusalem*, Cambridge-Massachusetts, 1931.

Ce beau volume présente soixante et onze miniatures de manuscrits grecs et syriens appartenant aux siècles XI-XIII, avec une excellente introduction sur la miniature en général, en partant de la vieille Égypte même. Pour l'époque byzantine l'auteur combat le préjugé qui tend à la rabaisser sous tous les rapports (pp. 21-24; voy. surtout, p. 22: „Byzantine culture was a living and growing organism. It developed along with the Byzantine Empire, partaking of the strength and weakness of the latter and sharing its prosperity and adversity"). Les explications techniques sont précédées par une courte présentation de l'histoire même de l'Empire. La reproduction des miniatures est eplaire. xem

* * *

Marius Valkhoff, *Latijn, Romans, Roemens*, Amersfoort (1932).

M. Marius Valkhoff publie sa leçon d'ouverture pour le nouveau cours de langue et de littérature roumaines à l'Université d'Amsterdam, pour laquelle il s'était longuement préparé, ainsi que le montrent aussi bien sa riche bibliographie que les quelques lignes de roumain qui finissent son exposition. Il caractérise le roumain comme présentant parmi les langues romanes apparentées un aspect différent à cause de tous les éléments qui, dans le vocabulaire et la phonétique, dans la syntaxe aussi, mais pas dans la morphologie, se sont ajoutés au fonds initial. Avec raison M. Valkhoff insiste sur le fait que malgré tout il y a, même sans l'avoir voulu, une „purification" du langage: les imprimeurs ne comprennent plus les vieux termes. Toutes les langues romanes en ont agi, du reste, de la même façon, même à l'égard des vieux termes latins. Encore une fois est attaquée l'illusion du „latin vulgaire",

remplacée par le „latin parlé“; l’auteur relève tout ce qui se conservait du passé ou des langues anté-latines (pp. 7-8). Il observe aussi avec raison qu’une espèce de „langue commune“ avait dû se former aussi. Des tendances centrifugales commencent à se prononcer. L’Église, autant qu’elle a parlé latin, pouvait cependant s’opposer à la fragmentation.

Il est regrettable que M. Valkhoff, aidé, du reste, par beaucoup de Roumains, n’accepte pas, malgré la masse énorme d’arguments que des générations ont accumulée, la permanence des Roumains sur la rive gauche du Danube (pp. 10-11). Vraiement, l’historien parle une autre langue que celle des philologues, et ceux-ci ne se donnent pas la peine de l’apprendre le moins du monde. S’ils l’avaient fait, on ne rencontrerait pas en même temps la théorie du premier état purement pastoral des Roumains.

* * *

Eugene H. Byrne, *Genoese shipping in the twelfth and thirteenth centuries* (Publications de la „Mediaeval Academy of America“), Cambridge, Massachusets, 1930.

Ce que M. Byrne étudie, sur la base des matériaux, nombreux, qu’il a recueillis aux Archives de Gênes, c’est le mécanisme même de la navigation génoise aux XII-e et XIII-e siècles (la bibliographie, p. 3, note 3). Il croit avec raison que ce n’est pas dans les codes de la navigation [1], mais dans l’examen des cas particuliers qu’on peut en reconnaître les ressorts.

L’ancienne origine, qui est de Byzance, se montre dans des termes comme *thalamus*, *paradisus*, à côté du latin *camera*, pour la cabine. C’est dans ce sens que, à l’époque de St. Louis, un gros vaisseau est appelé „Paradisus Magnus“ (pp. 85-86). On cotait le pesage d’après les *kantaria* byzantins, employé aussi à Tunis (voy. la *cantarata,* pp. 40, note 3, 46, 52, 56). Il est inutile de dire que c’est de là que viennent le *naulum* et le *nauclerius* (p. 35). Probablement aussi l’auxiliaire du „nauclerius“, le *penexius* (pp. 37, 126). Sur l’emploi du besant (p. 38, note 2, 54 ; sarrasinois, pp. 54, note 1, 57).

Sur le commerce du Levant, pp. 49 et suiv., 91 et suiv. Sur les entreprises levantines des Zaccaria de Phocée et de Chio pp. 65-66 (aussi

[1] Sur les rapports de ces codes avec la loi rhodienne, p. 38, note 2.

d'après l'inédit). L'embarcation des chevaux, des mulets et des faucons était défendue (p. 8) à cause de la prohibition pontificale de les faire passer aux Musulmans.

Quant à la direction des vaisseaux, on en voit un qui va de Constantinople à Cadix avec escale à Gênes (pp. 23, note 4, 144-145, nos. XLVI-XLVII). Sur les rapports avec St. Louis dans ses deux expéditions de croisade, pp. 20-22, 23, note 3.

L'auteur fixe au commencement du XII-e siècle le système des *loca* pour les participants à un armement de vaisseau (p. 13). Il devait aller jusqu'à la moitié du XIII-e (p. 14). Les banques y prirent leur part (p. 19).

Un important nombre de documents, publiés avec le plus grand soin (l'auteur critique, p. 3, note 3, les éditions de Belgrano, qui lui-même était dur pour ses prédécesseurs), suivent. Un vaisseau destiné à aller „Ad Murinum (?) vel ad unam ex insulis Romanie" (p. 126). „Pro asnesio" (p. 135) ne serait-ce pas „pro arnesio"? Le „milliarius Romanie" p. 142 (aussi „milliarius constantinopolitanus"). Des contrats conclus à Caffa, dans „la loge des Génois" ou dans un „magasenus" de la colonie, en 1290, nos XLIX-L (pp. 148-152): charge de cire, de peaux, d'alun, comptés en hyperpères „ad saium *(saggio)* constantinopolitanum".

On aurait désiré une table.

* * *

Th. Capidan, *Aromînii, dialectul aromîn, studiu linguistic,* Bucarest, 1932 (édition de l'Académie Roumaine).

M. Th. Capidan, professeur à l'Université de Cluj, donne l'ouvrage le plus important qui eût paru jusqu'ici sur les Roumains de la péninsule des Balcans.

L'introduction historique apporte aussi du nouveau (le nom de Serrès chez les Roumains: Sear; à côté on connaissait: Târcol pour Trikala, Lăsun pour Elassona, Larsa pour Larissa, Sărună pour Salone-Thessalonique, Târnova pour Tyrnavon). L'auteur relève les esclaves „de genere Blacorum" vendus à Venise à la fin du XIV-e siècle et dont la découverte appartient à un savant bulgare, M. Ivan Sakăzov (p. 17 et note 1). Elles sont de Trnovo et M. Capidan note Trnovo près de Bitolia (Monastir): on pourrait penser aussi à cette localité comme à celle de Thessalie pour la révolte de la fin du XIII-e siècle, mais pas à la ville des Balcans, dans lesquels il n'y avait pas de pâtres transhumants (p. 17).

L'auteur traite avec attention le problème du caractère, aborigène ou non, des Roumains du Sud. Des philologues contestent leur existence ininterrompue dans ces régions où les inscriptions montrent une population grecque. Or la langue des inscriptions n'est pas nécessairement celle de la population elle-même, et, comme l'observe M. Capidan lui-même, il n'y a pas d'inscription sur les tombeaux des pâtres. Le passage dans les Balcans de pâtres italiens dès l'époque la plus ancienne me paraît hors de doute. On n'a qu'à lire les *Scriptores rei rusticae* pour s'en convaincre. Quant à l'absence des mots hongrois chez les Roumains du Sud, en voici l'explication: ces mots ne viennent pas chez les Roumains entre les Carpathes et la Danube d'une cohabitation avec les Magyars, qui s'arrêtent, comme Szekler, au pied de la montagne, mais *par le passage des bergers transhumants,* qui avaient leurs routes bien déterminées: pour que les mots qu'ils semaient en passant eussent pu passer le Danube, il aurait dû y avoir un contact entre les deux tronçons d'une race maintenant séparée, *mais seulement beaucoup plus tard, après le XII-e siècle, qui fut celui du voisinage hongrois.*

M. Capidan se demande pourquoi le manque de noms topographiques roumains, sauf quelques-uns qu'il cite et analyse, sur le territoire occupé aujourd'hui par cette nation. Mais pour le pâtre la ville n'intéresse guère; *il ne sent pas même le besoin de la différencier d'une autre ville* (cf. εἰς τὴν πόλιν et l'emploi courant, non différencié, du mot *tîrg* chez les Roumains des Principautés — pour Băeasă il faut admettre l'emprunt d'une forme du grec-moyen avant le passage du *b* en *v,* comme dans la Voïoussa des autres habitants).

Mais je me sépare nettement de M. Capidan lorsque, en bon philologue, il fait voyager, *sans penser au caractère profondément conservateur des usances pastorales, dont la transhumance, fait capital,* les Roumains du Sud de l'Est à l'Ouest. L'argument que les Roumains du Nord ont beaucoup plus d'emprunts albanais montre seulement, en dehors de la possibilité d'un contact plus haut que la Vieille Serbie, que ces termes ne sont pas albanais, mais bien thraces: pourquoi s'obstine-t-on à refuser ce contact ancien, c'est ce que je ne peux pas m'expliquer; il a fallu cependant que les colons romains ou les romanisés prennent quelque chose du fonds linguistique des aborigènes barbares.

N. Iorga.

* * *

V. Laurent, *Un sceau inédit du protonotaire Basile Kamateros*, Extr. du *Byzantion*, VI, (1931), 253-272. En nous décrivant ce sceau, l'auteur nous apporte une précieuse contribution à la prosopographie byzantine. M. Laurent nous dresse, en effet, la liste des membres de cette remarquable famille des Καματηροί, qui apparait déjà dans les sources au temps de Léon le Sage. Dans l'état actuel de la science, cette liste ne peut certainement pas être complète, et l'auteur nous en prévient lui-même.

Nous relevons, de notre côté, la mention d'un Basile et d'un Jean qui ne figurent pas sur la liste de M. Laurent.

Basile est mentionné en qualité d'*akolouthos* (chef du corps des Varègues) par Cinnamus (éd. Bonn, pp. 80-81), sous le règne de Manuel I-er Comnène. Lorsque, après la mort d'Irène, l'empereur voulut se remarier, il envoya à Antioche Basile Kamateros, „qui exerçait alors les fonctions d'akolouthos", avec la mission de voir les filles de Raymond, parmi lesquelles le basileus avait à choisir sa femme (ταύτας ὀψόμενον Βασίλειόν τινα ἐπίκλησιν Καματηρὸν ἀκόλουθον ὄντα τῷ τηνικάδε βασιλεὺς ἔπεμψε). Comme la mission eut lieu en 1160-1161, on pourrait identifier notre personnage avec le protonobélissime et éparque qui figure chez M. Laurent sous le No. 5. Quelques années après, il a pu être élevé au haut rang de protonobélissime et à la fonction d'éparque, qui pourrait avoir été, à cette époque, un véritable apanage de la famille.

Quant à Jean, l'auteur a enregistré d'après les sources cinq personnages sûrement distincts. Nous signalons à M. Laurent le passage dans lequel Nicétas Choniates nous parle d'un éparque de ce nom. Le chroniqueur nous dit que la Césarissa Marie, qui voyait en Andronic le sauveur de l'empire et se préparait à l'appeler à Constantinople, gagna le concours de quelques parents, parmi lesquels il nomme aussi ὁ τῆς πόλεως ἔπαρχος Ἰωάννης ὁ Καματηρός. On pourrait l'identifier seulement avec Jean qui gouverna après 1183 l'Église de Bulgarie, car l'autre Jean, le fils d'Andronic, avait détenu la charge de logothète du drome de 1159 à 1188 (voy. l'artiche de M. Laurent, p. 267, note 9).

* * *

A. Sigalas, *I nomi e cognomi veneto-italiani nell'isola di Sira*, extr. des „Studi bizantini e neoellenici", III, Roma 1931, pp. 197-200. L'auteur de cet article relève les noms et les surnoms d'origine occi-

dentale si répandus parmi l'ancienne population de Sira (Syros); il les explique par l'influence du rituel latin qui fut embrassé par toute la population de l'île. Sous cette influence, les noms propres grecs ont affecté une forme étrangère (Τζουάννες, Τζαννῆς, Τζόρτζης, Ζωρζῆς, Ζωρτζέττα, Πιέρος etc.). Récemment on a commencé à donner au nom étranger une apparence plus grecque, comme Λουΐσιος pour Λουΐτζης, Θηρεσία pour Θερέζα, Φραγκῖσκος pour Φραντσέσκος; bien plus, on essaie de le traduire en grec: Felice devient Εὐτύχιος, Speranza Ἐλπίς. L'auteur constate enfin que les surnoms d'origine franque, si nombreux dans les documents les plus anciens, sont devenus de plus en plus rares.

* * *

B. Granić, *Das Klosterwesen in der Novellengesetzgebung Kaiser Leons des Weisen*, extr. de la *Byzantinische Zeitschrift*, XXXI (1931) pp. 61-69. L'activité législative si importante de Léon le Sage ne présente rien de systématique en ce qui concerne le règlement de la vie monastique. L'auteur passe en revue les dispositions législatives de Justinien, pour arriver à la conclusion que Léon n'a fait par rapport aux monastères que modifier en partie ces dispositions, pour les mettre d'accord avec les transformations que la société avait subies depuis le grand législateur. Ces modifications concernent les conditions dans lesquelles on pouvait entrer dans la vie monacale, conditions rendues beaucoup plus difficiles par Léon le Sage, les normes réglant les cas où l'on pouvait quitter le monachisme (défense absolue) et les mesures relatives au droit de tester accordé aux moines (sensiblement améliorées par rapport aux dispositions de Justinien).

* * *

H. Grégoire, *Diplômes de Mazara (Sicile)*, extr. de l'„Annuaire de l'Institut de Philologie et d'Histoire orientales", Bruxelles, 1932-1933, pp. 79-107. L'auteur met au jour dans cette étude trois diplômes grecs inédits de Roger II, comte et roi de Sicile. Deux de ces diplômes, datés de 1145 et 1126, sont des confirmations de donations antérieures, appartenant à l'église de Saint-Michel de Mazara; le troisième est un acte de vente de la même époque (1129). Les textes sont accompagnés de leur traduction en français et d'un commentaire historique et philologique d'une richesse

à laquelle l'érudition de M. Grégoire nous a depuis longtemps habitués.

* * *

V. Laurent, *Les bulles métriques dans la sigillographie byzantine*, extr. des Ἑλληνικά, V (1932), pp. 137-174. L'auteur rend aux spécialistes un grand service en y réunissant les bulles qui portent des légendes versifiées; ces bulles étaient dissipées un peu partout, donc presque inaccessibles. Cet article fait suite à ceux déjà publiés dans le tome IV des Ἑλληνικά et nous offre la description de plus de cent pièces (les nos. 225-331). Comme d'habitude, M. Laurent y rectifie nombre de fausses lectures et réussit à identifier beaucoup des possesseurs des bulles. Le sceau 317 du protoproèdre Eustathe, que Lichatehev attribuait sans raison au kniaz de ce nom, pourrait plutôt être attribué au célèbre général Eustathe ὁ Καμύτζης, qui joua un rôle important sous Alexis I-er Comnène.

* * *

G. Vernadsky, *„The Tactics" of Leo the Wise and the Epanagoge*, extr. du *Byzantion*, VI (1931), pp. 333-335. Les recherches de Koulakovsky et Vári ont déjà établi que l'ouvrage connu sous le nom de Τακτικὰ doit être attribué à l'empereur Léon le Sage et non pas à Léon l'Isaurien. L'auteur de cet article produit un argument nouveau en faveur de cette opinion. Il remarque en effet que les formules par lesquelles les Τακτικὰ définissent le rôle et les attributions du stratège sont identiques aux formules par lesquelles l' Ἐπαναγωγὴ nous définit le rôle et les attributions de l'empereur et du patriarche. Les textes mis en parallèle sont vraiment convaincants. C'est en même temps, comme l'auteur le remarque à juste titre, un fait qui fait preuve du caractère officiel de l'Épanagogé, dont on contestait la publicité.

* * *

S. Salaville, *Une version grecque de la Règle de Saint Augustin*, extr. des Ἑλληνικὰ, IV (1931), pp. 81-110. Le R. P. S. Salaville met au jour la traduction grecque de la célèbre Règle monastique de Saint Augustin, conservée dans le Cod. gr. 573 de Munich. Le traducteur, qui signe ἀδελφὸς Αὐγουστῖνος Χαλκὸς κανονικός, a été déjà identifié par l'auteur avec l'Allemand Augustinus *Erz*, un

hellénisant qui a grécisé son nom en *Chalkos*. L'édition est précédée d'une introduction érudite et présente aussi le texte latin de la Règle, ce qui permet de contrôler la version originale.

* * *

F. Dölger, *Die Chronologie des grossen Feldzuges des Kaisers Johannes Tzimiskes gegen die Russen*, extr. de la *Byzant. Zeitschrift*, XXXII (1932) pp. 275-292. M. D. Anastasiević de Belgrade avait essayé de prouver, dans plusieurs articles récents : „Leon Diakonos über das Jahr der Befreiung Bulgariens von den Russen durch Tzimiskes", *Sém. Kondakov*, III (1929); „Les indications chronologiques de Yahya relatives à la guerre de Tzimiscès contre les Russes", *Mélanges Ch. Diehl*, I (1930); „La chronologie de la guerre russe de Tzimiscès", *Byzantion*, V (1931), etc. que l'expédition de Tzimiscès contre les Russes de Sviatoslav a été commencée au printemps de l'année 971 et a duré pendant trois ans, s'étant achevée pendant l'été de l'année 973 ou 974. Contre ses conclusions, appuyées sur une nouvelle interprétation des sources (Skylitzès, Leo Diaconus, Yahya et Nestor), M. Dölger présente maintenant une série d'observations sérieuses qui contredisent les calculs du savant serbe. M. Dölger prouve qu'on doit admettre avec M. Anastasiević que l'expédition de Tzimiscès fut justement entreprise au printemps de 917, mais, en ce qui concerne la fin de l'expédition, rien ne justifie l'infirmation de la date précise de Leo Diaconus, d'après lequel l'entreprise dura trois mois. Elle finit donc après le 20 juillet de la même année 971.

* * *

J. Sajdak, *Que signifie* Κυριώτης Γεωμέτρης?, extr. du *Byzantion*, V, (1931) pp. 343-353. Jean Kyriotès est une des figures les plus intéressantes de la poésie byzantine. Ses épigrammes et poésies de circonstance nous fournissent des informations précieuses sur les événements historiques de la seconde moitié du X-e siècle. M. Sajdak, qui a beaucoup contribué à nous faire mieux connaître l'activité littéraire du poète, essaie maintenant de nous donner l'explication du nom de Kyriotès et du surnom de „Geometres" qui l'accompagne.

En ce qui concerne le premier, M. Silvio G. Mercati avait déjà, exprimé l'opinion *(Note critiche*, dans les „Studi Bizantini", XX

1927) que ce nom doit être mis en rapport avec le quartier τὰ Κύρου de Constantinople. En suivant cette voie, l'auteur du présent article nous prouve, en effet, les rapports de notre poète avec le monastère τῆς Θεοτόκου τοῦ Κύρου. Comme on sait que le poète a fini par se consacrer à l'église, il est assez vraisemblable qu'il ait mené sa vie de moine dans ce monastère même. En tout cas, son nom de Κυριώτης trouve par cette conjoncture une explication plausible.

Quant au surnom de Γεωμέτρης, l'auteur croit pouvoir le rapporter à la nouvelle situation du poète, ce terme signifiant, à son avis, un homme qui μετρεῖ τὴν γῆν, un pauvre voyageur, sans domicile. Il serait donc une simple épithète du moine, comme les termes de ἁμαρτωλός, ῥακενδύτης etc. Ces raisons ne nous semblent pas convaincantes. Le surnom pourrait être plutôt, comme Krumbacher le remarquait (*Gesch. der byz. Literatur*, II-e éd., p. 731), en rapport avec les études mathématiques du poète (il avait eu comme professeur un Nicéphore, qui, selon l'avis de Krumbacher, pourrait ne faire qu'un avec le mathématicien de cette époque); il pourrait aussi bien indiquer la profession de notre poète, comme M. Dölger l'observe à juste titre („Byz. Zeitschr.", XXXI, 1931, p. 410).

* * *

Phaedon A. Coucoulès, I. *Κυνηγετικὰ ἐκ τῆς ἐποχῆς τῶν Κομνηνῶν καὶ τῶν Παλαιολόγων*, extr. de l'Ἐπετηρὶς ἑταιρ. βυζαντ. σπουδῶν, IX (1932), 33 p. II. *Τὸ κιόνιον τοῦ Νεοφύτου*, extr. de l'Ἐπετηρὶς ἑταιρ. βυζ. σπουδῶν, VIII (1931) pp.148-156; III. *Κλέπται καὶ φυλακαὶ κατὰ τοὺς βυζαντινοὺς χρόνους*, Ἡμερολ. τῆς μεγάλης Ἑλλάδος, Athènes 1933, pp. 363-373; IV. *Καμαρώνω*, Extr. de l'Ἐπετηρὶς ἑταιρ. βυζ. σπουδῶν, IX (1932) pp. 239-240.

I. M. Coucoulès, dont l'activité dans le domaine du folklore et de la vie sociale de Byzance est bien connue, nous offre dans la première étude des renseignements puisés aux textes byzantins concernant la classe cultivée avec assiduité à l'époque des Comnène et des Paléologue. Nous y apprenons les instruments du chasseur — armes et animaux dressés —, le gibier, la manière dont on faisait la chasse à chaque espèce de gibier, depuis les petits oiseaux jusqu'aux bêtes des forêts. Parmi les sources utilisées par l'auteur, Eustathe de Thessalonique, Manassès, Théodore, Métropolite de Cyzique, Démétrios de Constantinople sont, à côté des livres populaires, les plus importantes.

II. Contre les opinions exprimées sur le sens de la colonne érigée en 1237-1238 par Néophyte le Philosophe au carrefour proche du monastère de Saint-Jean τοῦ Κυνηγοῦ, l'auteur prouve que cette colonne doit être mise en rapport avec la coutume chrétienne qui attribue à la croix le pouvoir de chasser les démons. L'habitude de mettre des croix aux carrefours – σταυροπήγια, σταυριά – était très répandue et se conserve encore en Grèce. C'est ce sens qu'on doit attribuer aussi à la colonne de Néophyte: elle était certainement surmontée d'une croix et servait à protéger les passants et les moines du monastère voisin contre les mauvais esprits.

III. Dans le troisième article, M. Coucoulès prouve que les voleurs étaient très fréquents à Byzance, où ils pouvaient facilement tenter des „coups", vu que les rues étaient assez mal éclairées et la police insufisamment organisée. L'auteur énumère les autorités qui se saisissaient des voleurs, les instances qui les jugeaient, les peines qu'on leur infligeait, les prisons enfin qui les accueillaient et dans lesquelles ils traînaient une assez misérable vie.

IV. L'origine du serbe καμαρώνω (être fier de, se pavaner, affecter une démarche grave), de même que du nom καμάρωμα, qui en dérive, doit être cherchée d'après l'auteur dans les coutumes nuptiales et les révérences de la mariée. (Cf. les expressions: „καμαρώνει σὰν ἡ νύφη", „τὸ καμάρι τῆς νύφης"; la mariée „κάνει τὸ καμάρωμα".)

N. Bănescu.

* * *

Lilio Cialdea, *La politica estera della Romania nel quarantennio prebelico*, Bologne [1933].

Excellent travail appuyé sur une riche documentation. L'auteur, qui a passé quelque temps en Roumanie, a l'avantage de connaître les réalités que ne peut donner aucune source écrite.

La partie concernant les antécédents de la guerre d'indépendance est très judicieuse. Le second chapitre donne un bon aperçu de la guerre elle-même (p. 59; lire: Descazes et pas De Cazes). L'état d'esprit en Roumanie, peu capable d'encourager l'armée, est noté avec clarté aux pages 79 et suiv. Dans le troisième chapitre est présentée la suite des événements jusqu'à la proclamation du royaume de Roumanie. Des vue justes aussi sur la question juive telle qu'elle se présentait en 1878, pp. 110-111. M. Cialdea a raison de consacrer tout un chapitre au „problème danubien", sur

lequel, avec le livre de Fellix Dahn *(Eine Lanze für Rumänien*, Leipzig 1883) il y avait toute une bibliographie allemande à consulter (cf. l'autre, p. 120, note 1).

Dans la seconde partie, intitulée „Le recueillement", il est question surtout des rapports avec les Puissances Centrales et du problème de l'unité nationale. Dans la première question il y eut sans doute plus de „haines" que d'„amours" dans l'alliance imposée par la crainte. Le chapitre VII présente „la première crise balcanique". Sur ce point notre publication récente: „Comment la Roumanie s'est détachée de la Triplice" apporte des points de vue nouveaux (voy. aussi notre ouvrage récent en roumain: „Sous trois rois", *Supt trei regi*, 1932, qui cherche à expliquer le développement de la Roumanie sous tous les rapports à partir du jubilé de Charles I-er). „La seconde crise balcanique" occupe le chapitre VIII. Sous les affirmations de Maiorescu, chef du gouvernement roumain, il y a bien de choses qui maintenant sont devenues claires

* * *

Dr. Otto Bickel, *Russland und die Entstehung des Balkanbundes 1912, Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Weltkrieges* (dans les „Osteuropäische Forschungen"), Königsberg-Berlin 1933.

Le travail de M. Bickel a un seul but: réunir les renseignements épars dans les correspondances diplomatiques sur la ligue chrétienne des Balcans en 1912 et prouver que l'ambition seule de la Russie l'a suscitée, provoquant ainsi la grande guerre. Les États balcaniques y auraient été poussés contre leurs vrais intérêts. Je ne comprends pas comment l'idée de l'alliance peut dater du moyen-âge déjà (p. 3). Rhugas et Alexandre Ypsilanti pouvaient parler de la fratenisation des peuples et pas de l'union entre États dont certains n'existaient pas encore et ceux qui existaient n'étaient pas libres *(ibid.)*. La forme „Karageorges" en allemand paraît bizarre. Aussi les forme Garraschanin (p. 4). Les projets d'union sont recherchés avec beaucoup de zèle; mais l'auteur oublie complètement les idées d'un Rakovski, partisan de l'union entre Bulgares et Serbes et la propagande de Garibaldi. Dans la *Correspondance diplomatique de Charles I-er* que j'ai publiée moi-même il y avait des matériaux que l'auteur ne connaît pas.

Ce qui suit est de beaucoup supérieur à cette introduction. Quelques pages justes sur la nouvelle direction dans la politique russe, éloignée pour le moment des préoccupations orientales. Le paragraphe sur la politique austro-hongroise à la même époque ne manque pas de parti-pris. Mais l'auteur reconnaît que la Double Monarchie était un corps sans âme (p. 13). Néanmoins on sent l'effort pour présenter cet État comme ayant renoncé depuis 1908, et sincèrement, à tout plan d'expansion. Sur la base des mêmes documents autrichiens nous avons pu prouver, dans cette Revue (année 1932, pp. 233), que la diplomatie d'Aerenthal et de Berchtold ne désirait rien de plus que la destruction du voisin serbe, si incommode. Pourquoi l'annexion de la Bosnie et de l'Herzégovine aurait-elle été pour l'Autriche-Hongrie „une nécessité“ (voy. p. 18)? Mais le façon dont elle fut accomplie est jugée „malhabile“ *(ibid.)*. Au moins... M. Bickel souligne l'importance du protocole serbo-monténégrin du 23 octobre 1908 (pp. 20-23). Aussi les négociations avec la Turquie.

Mais le récit se tournera de nouveau vers les intentions de la Russie pour suivre les intrigues tramées contre Iswolski par Tcharikov et le changement de politique déterminé par ce dernier; c'est le moment où on s'entend à Racconigi avec l'Italie en ce qui concerne les Balcans. L'action austro-hongroise et russe pour gagner Ferdinand de Bulgarie est exposée ensuite pour passer aux rapports entre la Bulgarie et la Serbie.

Mais Tcharikow n'aurait pas réussi à réaliser les intentions de ligue slave dans les Balcans, laissant ce rôle à Hartvig (p. 73 et suiv.). Bon portrait de ce dernier, pp. 95-96. Aussi celui de Sazonov, pp. 99-101. La conclusion des négociations pour la ligue et l'effet produit par la connaissance du traité couvrent les dernières pages d'une étude dont l'utilité dépasse de beaucoup la si modeste apparence.

Une riche bibliographie occupe les dernières pages. Un dictionnaire biographique qui sera d'un grand profit s'y ajoute.

* * *

Alfred Coville, *Jean Petit, la question du tyrannicide au commencement du XV-e siècle,* Paris 1932.

M. Coville consacre un grand et bel ouvrage à celui qui, thé-

oricien du meurtre politique, fut le calomniateur opiniâtre de l'apôtre de la croisade au XIV-e siècle, Philippe de Mézières.

C'était un Normand de naissance et d'esprit, habile aux plaidoyers et plein de formules juridiques. Théologien, il n'entra pas dans les Ordres. Il commença en poète, avec la „Disputoison des pastourelles" et autres poèmes, dont tel fait l'éloge d'un seigneur qui échappe aux prisons du Soudan (p. 14). Le grand schisme le passionne ensuite. Il faut que ce scandale cesse, car les „Sarrasins" et „l'Amorat-Basquin". (Mourad-beg en profiteraient bientôt (pp. 32-33). Ici Jean Petit est sur la même ligne que Philippe de Mézières: lui aussi il veut le concile général (p. 35), L'action de Robert l'Ermite l'intéresse (p. 52). C'est en 1407 seulement qu'il prit sur lui de défendre le duc de Bourgogne pour sa part dans l'assassinat de son parent Louis d'Orléans. Après une analyse de toutes les formes du hardi plaidoyer pour l'assassin le contenu de ces discours est analysé et les accusations contre le chancelier de Chypre se trouvent parmi les autres aux pages 301, 306 et suiv. Sur „l'argent donné par le roi au duc de Bourgogne pour le voyage de Turquie", pp. 358-359, 363-364.

* * *

Nikolaj Okunev, *Monumenta artis serbicae,* IV, Prague, éd. de l'Institut Slave, 1932.

Le nouveau fascicule du précieux recueil, parfaitement présenté, de M. N. Okounev donne, de l'art serbe du XIII-e et XIV-e siècles, des fresques de Sopotchani, de Miléchévo, de Staro-Nagoritchino, de Détchaniet de Manassia.

Le but de M. Okounev est de montrer combien, au début, il y a dans l'art serbe de réalisme ému, qui fait place ensuite. avec une grande initiative dans l'iconographie, d'un caractère très compliqué, à une exécution nette, mais sèche, parfois même avec des éléments qu'on dirait de caricature. De fait le Saint de Sopotchain présente l'image même de la douleur et l'effort de l'artiste pour la rendre est de toute évidence. Il y a beaucoup de mouvement dans la scène de la trahison de Judas (no. 2) et dans le martyr du no. 4 (plus même que dans la beau St. Pierre du no. 3), Dans le St. Georges du no. 8 venant sauver la fille de l'empereur il y a une influence italienne manifeste. Remarquable la scène de la Vierge qui prie dans le jardin de Gethsémani, avec les arbres qui dirigent vers elles leurs cimes en guise de consola-

tion (no. 11). Le no. 1 est sans doute un portrait contemporain de St. Sabbas: dans des icônes postérieures il y un tout autre aspect.

* * *

Albert Gabriel, *Monuments turcs d'Anatolie,* I, Paris 1933.

La splendide publication de M. Albert Gabriel ne contient, ainsi qu'il est dit dans la préface, que de l'inédit en fait d'architecture turque. Des années ont été employées pour en recueillir les riches matériaux.

Pour le moment il n'y a que la présentation de ces monuments, mais d'une précision parfaite.

D'abord, à Césarée de Cappadace (Kaysêri), décrite avec beaucoup de pittoresque, un minutieux chapitre d'histoire y attenant, il n'y a que des restes, et encore assez dégrades, (château, Oulou-Dchami, médressés turbés, fontaines khans). Inscription de Mahomet II, p. 28. Suivent les monuments de la région environnante. La deuxième partie est consacrée à Nidcheh (moins de renseignements historiques; château, mosquées et médressés à éléments gothiques, tombeaux avec reliefs représentant des lions, des oiseaux phantastiques). Environs de la même.

L'album est d'une très grande richesse.

* * *

William Miller, *Greece*, Londres 1928.

Le beau livre, paru il y a déjà quelques années, de M. William Miller est si varié, si nouveau, par les souvenirs personnels de l'auteur, si impartial et si précis dans les détails que n'importe quel pays désirerait en avoir un semblable.

Il commence par un chapitre sur le territoire et la race. M. Miller n'accepte pas, bien entendu, les opinions de Fallmerayer sur l'origine des Grecs d'aujourd'hui. Mais il constate que les deux premiers présidents de la République hellénique entendaient et parlaient l'albanais et que l'ancien ministre Boulgaris y recourait pour manifester d'une façon plus énergique sa pensée (p. 19). Sur la part des Roumains balcaniques, dont aussi Colettis, il n'y a que trois lignes.

Dans le chapitre II un excellent résumé de l'histoire des Grecs entre 1821 et 1920. On apprend que le roi Georges I-er n'avait aucun intérêt pour les antiquités et qu'il n'a jamais vu ni Mycènes,

ni Sparte (p. 39). Aussi le fait que les alliés offraient à la Grèce des avantages en Asie Mineure et le Dodécanèse sans Rhodes, p. 55 ; l'Italie aurait voulu aussi les îles de Chios et de Lesbos (p. 56).

L'histoire est continuée après 1920 dans le chapitre III, avec des particularités assez menues, toujours parfaitement précisées: dans ce fouillis d'agitations et de coups d'État l'auteur conserve une attitude de parfaite impartialité (la proclamation de la République ne fut accompagnée par aucune démonstration populaire, p. 84). Trois années de régime républicain sont présentées dans le chapitre IV. On a à faire avec la continuation des mémoires de M. Miller lui-même (la dictature de M. Pangalos dont est relevé le caractère risible) fut établie par un groupe de vingt-huit personnes (p. 91).

Le chapitre V s'occupe des rapports entre les Grecs de Grèce et les autres nations. Il commence par la large part qu'ont su se tailler les Anglais. Suit l'influence française, diminuée par les événements de la guerre ; celle de l'Allemagne ne signifie que très peu, sauf pour certaines échanges de commerce. Les anciens rapports de fraternisation avec les Italiens sont rappelés ensuite. L'auteur examine ausi l'attitude de la Grèce envers les pays voisins (le général Pangalos, ci-devant dictateur à Athènes, serait un Albanais, p. 127).

Au chapitre VI, la politique intérieure et les partis. M. Miller répète que le peuple est dégoûté des querelles entre les clans (p. 141). Difficultés de trouver un président de la République (pp. 148-149). Des notes sur les personnages en vue s'ajoutent au chapitre VII.

Dans le chapitre VIII on a une vue d'Athènes actuelle. A l'Église grecque est consacré le chapitre IX, à la presse et à la littérature le chapitre suivant (mention de l'„Éphéméris" de Vienne, octobre 1790 et 1793, du journal de Rhigas et de l'„Astiké" de Corfou, 1802, des „Nouvelles pour l'Orient" en 1811 ; pour l'historiographie pp. 229-231). Sur l'enseignement le chapitre XI (passage de Zinkeisen, l'historien de l'Empire ottoman, en Grèce, p. 236 ; une large part est attribuée aux Écoles d'archéologie étrangères). Au chapitre XII les communications. Les réfugiés, les conditions économiques, les formes politiques, les moyens de défense, l'examen des problèmes actuels occupent les derniers.

N. Iorga.

CHRONIQUE

La science vient de perdre une des intelligences les plus puissantes et d'un admirable multiplicité. Esprit curieux de tout et pouvant apporter du nouveau dans n'importe quelle question, Salomon Reinach appartenait aux personnalités les plus miraculeuses de notre époque. Il disparaît sans avoir quitté un moment des occupations qui ont ajouté jour par jour au capital scientifique de l'humanité.

*

Dans le *Byzantion*, VII, 2-e partie, M. Diehl répond à des observations de M. Xyngopoulo concernant la mosaïque découverte par celui-ci en 1927 à Salonique (V-e siècle). M. C. R. Merey y ajoute ses remarques (elle serait du VII-e).

M. J. D. Ştefănescu présente, avec des illustrations, le cycle de Barlaam et Joasaph dans les fresques de Neamţ (en Moldavie) (Il croit que la peinture du XIX-e siècle reproduit celle du XV-e; les couronnes démesurées renvoient plutôt au XVI-e). Des notes de M. Grégoire sur les rapports avec les Arabes de l'épopée byzantine. Très précieux les comptes-rendus du même sur les ouvrages nouveaux concernant Constantin-le-Grand.

*

Dans la revue *Graiul românesc*, VI, 11-12, M. Valère Papahagi présente l'aspect du grand centre roumain dans le Pinde, Moschopolis, aux XVI-e et XVII-e siècles. Il résume des recherches antérieures (aussi dans cette revue et dans les „Mélanges de l'École roumaine en France"). Toute une liste des intellectuels appartenant à cette nation. Des renseignements supplémentaires se trouvent dans notre *Revista Istorică,* année 1932.

*

M. Czeslaw Chowaniec a publié à Stanislawów, en 1928, un livre admirablement illustré sur les Arméniens de cette ville de Pologne *(Ormianie w Stanislawowce w XVII i XVIII wieku).*

*

Des notes et des calculs statistiques utiles dans le récent travail de M. Ionel N. Longinescu, *Populaţia României din punct de vedere etnografic,* Bucarest 1933.

*

Dans les *Byzantino-Slavica,* III[2] (1932). M. Ivan Ohienko publie à nouveau deux documents du prince de Valachie Mircea I.

*

M. Olgierd Górka nous envoie un tirage à part des „Comptes-rendus des séances de la Société des sciences et des lettres de Varsovie", 2-e classe, XXV, 1932, sous le titre de: „Bélograd (Akkerman) et Kilia et la campagne de 1497" (Varsovie 1932). Il s'agit de l'expédition du roi de Pologne Jean Albert dans la Bessarabie méridionale et de ses suites pour la campagne moldave de 1497. L'auteur croit pouvoir changer complètement l'opinion courante.

*

Dans une étude publiée par la *Revue d'histoire diplomatique* (juillet-septembre 1932), M. Georges Fotino présente, d'après des souvenirs qui ne sont pas sans doute ceux de sa jeunesse, „les missions de Goluchowski et de Bülow auprès du roi Carol I-er de Roumanie".

*

Les *Studi bizantini e neoellenici,* III, (Rome 1931), donnent, à côté de l'étude de Mons. Mercati sur les lettres de Démètre Cydonès, deux homélics d'Arétas de Césarée, présentées par M. Compernass, des considérations de M. Moravcsik sur Charon chez les Byzantins, avec quelques morceaux de vers le regardant, une Vie d'Hypatius de Gangres, publiée par M. Silvio Ferri, des matériaux pour le grec d'Otrante recueillis par feu Lefons, l'article si riche et si précis de M. A. A. Vasiliev sur le voyage en Occident de l'empereur Jean V et l'Union avec l'Église d'Occident, une bibliographie de Mons. Mercati, des notes de Cristoforo Buondelmonti comme voyageur à Constantinople par M. Gerola et en plus quelque notes de Mons. Mercati encore.

*

L'ouvrage de M. Karl Strupp, *Die Bezienungen zwischen Griechenland und der Türkei von 1820-1930* (Breslau 1932) ne donne que la reproduction des principaux actes diplomatiques concernant les rapports gréco-turcs. Il a été publié du reste, dans la „Zeitschrift für Völkerrecht", XVI.

*

Dans la *Historisk Tidskrift* de Stockholm, 1932, fasc. 1, une étude approfondie de M. Olaf Jägerskiöld sur le conflit entre l'Angleterre, l'Autriche-Hongrie et la Russie entre les traités de San-Stefano et de Berlin.

*

Dans la continuation de son étude sur l'expansion angevine *(Rivista storica italiana,* série IV, II, fasc. 1), M. Gennaro Maria Monti s'occupe aussi de la pénétration italienne en Hongrie (Charles I-er demande en mariage Marguerite, fille de Béla IV; Charles II épouse en 1270 une autre fille de ce roi, Marie; Ladislas de Hongrie devient le mari d'Isabelle, sœur du roi de Naples; p. 34. Le fils de Marie, portant le nom de St. Ladislas, prétendit contre André à la Couronne de Hongrie; son fils Charles-Robert devait finir par s'imposer à la Hongrie; quelques pages aussi sur son fils Louis-le-Grand). Une autre partie présente les rapports avec l'Afrique.

*

Dans la *Revue d'histoire de la guerre mondiale,* 10, 4, sont reproduits les documents russes, publiés dans le vol. IV des révélations soviétiques, sur les conséquences immédiates du meurtre de l'archiduc François-Ferdinand (on voit par un rapport de Hartwig la part émue que le monde officiel serbe prit à ce deuil; des explications données à Grey par l'ambassadeur de Russie à Londres sur l'entrevue de Constanța, p. 397).

*

M. Jules Isaac publie, en rapport avec son article sur *le problème des origines de la guerre (Revue d'histoire moderne,* mars-april 1932), dans la *Revue de l'Université de Lyon,* IV (1932), des observations sur le meurtre de l'archiduc François-Ferdinand, dans lesquelles il désigne comme coupable „la Main Noire", qui était cependant aux couteaux tirés avec le gouvernement de Belgrade, qui, connaissant les intentions des conspirateurs, n'aurait rien fait pour en empêcher la réalisation (p. 277). Des protestations légitimes doivent se produire, car rien de documentaire ne peut appuyer ces suppositions. Ce qui est nouveau dans cette présentation des origines de l'immense conflit est l'emploi des journaux pour montrer le pouls de l'opinion publique en France. Tisza s'est rallié à l'idée de la guerre lorsqu'il aperçut dans le

déclanchement militaire le moyen de se défaire du danger des nationalités en Hongrie (voy. pp. 281-282; cf. notre étude dans cette revue, juillet-septembre 1932). L'Allemagne n'empêcha pas l'Autriche-Hongrie parce qu'elle ne pouvait plus le faire; l'acte de folie était immanquable (p. 282). M. Isaac relève combien Vienne cachait à sa grande alliée la plupart de son jeu risqué (pp. 283-284). Sur les précautions diaboliques prises par Berchtold, p. 284. De nouveau l'analyse, si utile, des *leading articles* des journaux français. Telle qu'elle est, cette contribution de M. Isaac est d'une clarté, d'une netteté qu'on a cherchée vainement jusqu'ici dans la discussion de ce gros problème.

*

Dans la *Revue Bleue*, 1933, nos 3-4, M. A. Tibal donne un „Essai de psychologie du peuple roumain" où il y a des notes justes d'un excellent observateur. La distinction de tempérament par provinces est finement accentuée. L'étude a été présentée à l'Académie des Sciences Morales et Politiques de Paris.

*

Dans le *Bulletin international de l'Académie Polonaise des sciences et des lettres, classe d'hist. et de philosophie,* avril-juin 1931, une étude signée Mars Anna sur les fresques orthodoxes de la cathédrale de Sandomierz. La ressemblance la plus évidente est celle avec la peinture d'Argeş. Est mentionné en 1426 le peintre Hayl *(sic)*. Les fresques de Lublin et de Wiślice auraient un autre caractère. Est cité aussi le travail de M. Walicki.

*

Dans le même recueil, M. K. Zakrzewski explique l'usurpation d'Odoacre par les tendances des patrices contre les empereurs. Le roi germanique n'est que l'instrument de la diplomatie sénatoriale. L'auteur se rallie aux opinions de M. Bertolini.

*

L'Académie de Belgrade publie une étude de M. Michel Iov. Dinitch sur le Voévode Nicolas Altomanovich (1932), avec documents à l'appui.

*

M. Stévan Doutchich donne à Belgrade, pour l'Académie, une large étude sur la vie et les coutumes de la tribu des Koutcha (1931). La même institution édite l'ouvrage fondamental de M. Franje Rački sur les Bogomiles Patarins (1931).

*

M. A. Rachénov donne, avec la collaboration de M. M. S. Pokrovsky, toute une ample étude, magnifiquement illustrée, sur les églises de Mésembrie *(Monuments de l'art bulgare,* II, *Églises de Mésemvria,* Sofia 1932). Sont analysées la Métropolie ancienne, puis les églises de St. Étienne (Métropolie nouvelle, refaite à la fin du XVI-e siècle; elle conservait une icône de 1342; p. 25), S-te Parascève, St. Jean l'Aliturgète („poteries vernissées" comme dans les églises valaques de la fin du XIV-e siècle et dans celles de la Moldavie du XV-e; p. 53), Pantocrator, Sts. Archanges, St. Jean, St. Théodore.

*

Dans un beau volume intitulé *Die Donau, ihre wirtschaftliche und kulturelle Mission in Mittel- und Osteuropa,* la Commission internationale du Danube et les États riverains viennent de publier un recueil d'études d'un grand intérêt technique, géographique, mais, çà et là, historique aussi. Aux pages 11 et 12 la mention de la riche bibliothèque qui permettrait à la Commission de publier la bibliographie du fleuve. Beaucoup d'illustrations: un peu de réclame nationale se mêle dans „Budapest, Die Königin der Donau". Des notes historiques de N. Iorga dans le chapitre roumain; sur les pêcheries des pages de M. Gr. Antipa.

*

Sur l'expédition de Nouman-Pacha Keuprulu-oghli contre le Monténégro en 1914, M. Iov. N. Tomitch, dans le *Glas* de Belgrade 1932 (CXLVII). L'information, très riche, est vénitienne. M. Mich. J. Dinitch s'occupe du couronnement royal de Tvrtko I-er.

*

M. Georges Charitakis a publié, dans le IV-e volume de l'Ἐπετηρὶς τῆς ἑταιρείας βυζαντινῶν σπουδῶν (Athenes 1927), des notices concernant le voyage des Byzantins à Florence pour le concile d'Union, dans lesquelles il y a des précisions de date importantes. Les voici:

Ἔτους ςϡμγ'φ Ἰνδικτιῶνος α'ῃ, ἤλθομεν εἰς τὴν Βενετίαν μετὰ τοῦ βασιλέως κυρίου Ἰωάννου τοῦ Παλαιολόγου, καὶ ὁ πατριάρχης κύριος Ἰωσήφ, καὶ τῆς συνοδίας, μηνὶ Φευρουαρίῳ κ', ἡμέρᾳ Σαββάτῳ τοῦ ἀσώτου.

Τῷ αὐτῷ ἔτει Μαρτίῳ η', ἤλθομεν εἰς τὴν Φεράρα, εἰς τὸν Πάπαν κύριον Εὐγένειον.

Τοῦ ςϡμζ'ου ἔτους, ἰνδικτιῶνος β', μηνὶ Ἰουνίῳ ι', ἡμέρᾳ δ', ἀπεβίωσεν ὁ Πατριάρχης κύριος Ἰωσὴφ εἰς τὴν Φλορεντίαν.

Τῷ αὐτῷ ἔτει, μηνὶ Ἰουλλίῳ ς', ἡμέρᾳ β', ἐνόθη ἡ ἐκκλησία ἐντὸς τοῦ μεγάλου ναοῦ τῆς Φλορεντίας.

Τῷ αὐτῷ ἔτει, Ἰουλίῳ κ', ἐξήλθομεν ἐκ τῆς Φλορεντίας καὶ ἤλθομέν εἰς τὴν Βενετίαν.

Τοῦ ςϡμη' ἔτους, ἤλθομεν ἀπὸ τῆν Ἰταλίαν εἰς τὴν Κωνσταντινούπόλιν, μηνὶ Ἰανουαρίῳ λα', ἰνδικτιῶνος γ', ἡμέρᾳ κυριακῇ τῆς ἀπόκρεω.

Τῷ αὐτῷ ἔτει, μηνὶ Μαΐῳ ε', ἰνδικτιῶνος γ', ἐγένετο Πατριάρχης ὁ κύριος Μητροφάνης καὶ ἐλειτούργησε τῇ κυριακῇ τῆς ν', καὶ ἐμνημόνευσε καὶ τὸν Πάπαν κύριον Εὐγένειον.

*

Bon résumé de l'histoire des Roumains dans le Guide *(Reiseführer durch Romänien,* de M.M. Alexandre Cicio Pop et Zoltán Németh). L'illustration est surtout excellente. Les auteurs n'ont pas connu notre „Guide historique de la Roumanie", paru en français, édition de la Commission des Monuments Historiques. Une bibliographie roumaine manque trop à l'ouvrage. Page 22, lire Georges Golescu au lieu de Nicolas. Le „Guide" n'est pas en courant avec les nouveaux Musées de Bucarest (d'art religieux Maison Creţulescu, d'art ancien, Rue Victor Emmanuel). La partie artistique et historique des villes et des couvents est un peu négligée; en échange le choix des reproductions d'églises et d'œuvres d'art est excellent et l'exécution technique tout à fait supérieure. A l'église des Sts. Apôtres il n'y a pas la tombe d'un prince Grégoire Ghica et celui-ci ne mourut pas en 1661 (p. 164).

*

M. Anast. C. Orlandos vient de publier les „Actes du III-me Congrès international d'études byzantines (session d'Athènes, octobre 1930)" (Athènes 1932).

Le volume, dédié à la mémoire d'August Heisenberg, contient, à côté de la partie descriptive, avec les discours, les résumés

d'une partie des communications et les discussions qu'elles provoquèrent, quelques-unes en entier.

Ainsi celle de Heisenberg sur l'état actuel des études byzantines et l'horizon qui s'ouvre devant elles.

*

Dans son livre récent, *Rumania, its history, politics and economics* (Manchester, 1932), M. George Clenton Logio, connu d'une façon avantageuse par ses publications précédentes, n'a rendu aucun service à la Roumanie, mais encore moins, en recueillant tous les racontars qui traînent dans les journaux, à sa propre réputation. Les personnes qui comprennent le roumain pourront juger le livre aussi d'après le motto indiciblement obscène qui accompagne la préface (un juron de cabaret).

*

Dans les *Archivska Građa,* publiés par M. Alexis Ivić pour l'Académie serbe (Belgrade 1932) des documents sur la mission du philologue Kopitar à Constantinople en 1826 pour y négocier des manuscrits de l'Athos (p. 33 et suiv.). L'empereur François demandait sur les manuscrits slavons l'avis de Metternich, qui heureusement déclina sa compétence (pp. 36-37). Dans la liste une traduction de Jean Cantacuzène (p. 39, no. DCCCLI). Dans la même publication un paragraphe sur le slaviste Miklosich (p. 230 et suiv.). D'autres concernent des savants distingués comme Médo Poutchitch de Raguse (comte Pozza), Siméon Ljubić, l'éditeur des *Listine,* le canoniste Nicodème Milaš, le journaliste et historien Spiridon Gopcević, le jurisconsulte Bogišić, le grand historien serbe Novaković. Très curieux le rapport sur le philologue Jagić, qualifié de „Panslavist reinsten Wassers“ et qui ose dire „qu'il n'y a pas de langue ukrainienne, mais seulement un patois de la langue russe“ (p. 238); l'information fut aussitôt démentie par l'ambassadeur austro-hongrois en Russie, où Jagić venait de faire un voyage d'études (pp. 329-330). Aussi, du côté bulgare, des notes sur Georges Rakovski. Ci et là des renseignements historiques comme celui concernant la projet de mariage, en 1884, entre le prince Alexandre de Bulgarie et la princesse Militza, fille du prince du Monténégro (p. 281). Aussi le projet des frères Mladinov de préparer une migration bulgare en Crimée (p. 341). Sur les agitations des Bulgares à Brăila en 1870, pp. 347-371 (Stoïanov,

Droumov, Voïnikov). Le rapport du consul austro-hongrois à Severin, le 28 août 1886, est particulièrement intéressant sur les événements de Bulgarie, sur la participation de Nikolaïev, de Panitza, de Zacharie Stoïanov, „le roi des paysans“ (p. 372 et suiv.). Une lettre de Tzankov (1889), dans laquelle il demande l'aumône russe (pp. 379-380).

Dans l'appendice, mention des actes de Raguse transportés à Vienne, en première ligne les diplômes byzantins de Michel Doukas et de Constantin Paléologue (p. 397), et le privilège, rédigé en serbe, du Sultan Bajazet II, 1485 (p. 394).

*

Dans le *Glasnik* de Skoplié M. Anastasiévitch revient sur la chronologie des expéditions de Nicéphore Phokas.

*

Dans la „Slavonic Review“ un article de M. B. H. Summer sur la mission d'Ignatiev à Constantinople (d'après ses Mémoires parus en 1914 et 1915). Il était contre les nationalités du Sud-Est européen, auxquelles aurait manqué la légitimation historique (p. 345). Il voulait en 1870 briser l'union roumaine et partager ensuite la Roumanie entre Russes et Austro-Hongrois, le Séreth formant la frontière. L'idée de la reprise de la Bessarabie méridionale est de lui (p. 350, note 11). Mais il désirait „un mouvement gréco-serbe“ (p. 351). Je ne croirais pas à l'authenticité du traité roumano-serbe publié, dans une version turque, par Engelhard dsns la *Revue d'histoire diplomatique,* 1892, pp. 3-6: la Roumanie se serait réservé le Delta et la Bulgarie jusqu'à la ligne Roustchouk-Varna. L'article, très intéressant, doit continuer. M. W. N. Medlicott présente le côté anglais des négociations pour la reconnaissance de l'indépendance de la Roumanie. Le prince Charles aurait demandé qu'on lui accorde le titre de Grand Prince et pas „des Roumains“, car Andrassy n'admettait ni royauté roumaine ou serbe, ni titre national (p. 358). L'idée fut abandonnée (p. 361, note 47). Ici encore, il y aura continuation.

*

Dans le „Bulletin d'information des sciences historiques en Europe orientale“, IV, 2 (Varsovie 1932), M. Alexandre Eck donne des indications sur les „travaux historiques d'expression française“ concernant l'Europe Orientale.

*

Dans la *Rivista storica italiana,* XLIX, fasc. 3, M. Carlo Capasso continue son étude sur les rapports entre Khaïreddin Barbarossa et Charles V: l'étude, qui emploie largement l'inédit, est arrivée à la bataille de Prevesa. Un appendice de documents s'y ajoute.

*

Dans le *Journal of modern history,* IV, 4, M. Temperley donne la seconde partie de son étude sur „le traité de Paris en 1856 et son exécution". De M. Vangel K. Sugareff, „la constitution du comité central révolutionnaire bulgare" (le statut a été publié à Bucarest en 1872 et pas, comme le dit le titre, à Genève, dès 1870).

*

Des notes très justes de M. Tibal sur la question si la Roumanie est ou non „balcanique" dans „l'Europe centrale", VIII, n-os 3 et 4.

*

Dans l'*Archeografo Triestino,* 3-e série, XVII, M. Ramiro Udina donne une importante étude sur le „placitum de Risano, institutions juridiques et sociales de l'Istrie sous la domination byzantine". Dans les cités „tout le peuple" des „hommes libres" décidait (p. 29). Ils se rassemblaient dans la „communio" et le „congressus" *(ibid.).* A la tête de la population se trouvaient les „proceres", les „optimates militiae", les „judices" ou „primates" p. 52). On y trouve des „tribuns", des „ypati", des „patrices" (p. 54).

Le *placitum,* tenu sous Charlemagne, en son nom et en celui de Pépin, fils de l'empereur, „pour les causes des saintes églises de Dieu, pour la *justice* (les revenus) de nos seigneurs et aussi pour les causes de violence contre le peuple, les pauvres, les orphelins et les veuves", en présence des évêques, élit soixante-douze capitaines pour fournir l'information. Les chefs du clergé et ceux des villes présentent leurs rapports, qui sont soumis à „l'approbation de tout le peuple". Des plaintes sont présentées contre les innovations de la part des évêques. On rappelle les charges à l'époque des „Grecs". A cette époque il y avait des tribuns et qui voulait avoir plus *(qui volebat meliorem honorem habere de tribuno;* cf. en roumain *decât, de quanto)* allait chez l'empereur *(ambulabat ad Imperium)* qui l'ordonnait hypate et alors il venait après le

magister militum. Or, le duc actuel, Jean, a écarté les tribuns et met les hommes libres dans l'armée *(in hoste)* à côté des serfs, leur prend leurs maisons et leurs jardins *(ortora*, pluriel neutre conservé en roumain), les contraint à travailler aux palais de sa famille, les distribuant parmi ses fils, ses filles, ses gendres. On constate l'institution des contribuables attribués à chaque tribun et exemptés de charges envers l'État, les *excusati*, auxquels correspondent chez les Roumains les *posluşnici*. Comme en Transylvanie de la part de la noblesse, on force les hommes libres â „nourrir les chiens du maître". On leur impose la dîme sur les bestiaux, le devoir d'aller par eau à Venise, à Ravenne, en Dalmatie, sur les rivières. On leur prend leurs chevaux pour des services publics jusqu'en „France". On leur demande des dons pour le nouvel empereur, comme on le faisait pour le „grec", mais on ne permet pas à leur *missus* d'aller lui aussi faire le présent. Pour les *missi* on prend plus qu'à l'époque des Grecs, où on devait une tête de bétail sur cent. Les dîmes d'église on a dû les donner aux „pagani sclavi" qui ont fait irruption dans la province.

Or, Jean promet de rétablir, sur tous les points, l'ancienne et bonne coutume. Il est disposé à faire partir les Slaves, à les *ejicere foras*, là où ils sont devenus incommodes. Il donne aux *missi* des garants. Les évêques font la même promesse. Parmi les personnes présentes il y en a qui portent des noms grecs: Stavratius, Théodore (on mentionne aussi les hypates Constantin et Basile; pp. 61-67).

*

Dans le large et beau volume des *Peuples et civilisations* que vient de donner M. Louis Halphen sur *l'Essor de l'Europe* (XI-e-XIII-e siècles), l'Orient, dont la barbarie est plus relative que ne le montre l'introduction, est représenté par le paragraphe sur la conquête normande dans l'Italie méridionale (p. 46 et suiv.): beaucoup de restes byzantins contribuèrent cependant à la synthèse de cette région. Un chapitre est consacré à la première croisade (p. 61 et suiv.): ma „Brève histoire des croisades" est un récit; le début de l'expédition fut beaucoup moins influencé par l'Église, qui se fabriqua plus tard une historiographie favorable à son prestige, qu'on ne l'admet habituellement; il serait difficile d'admettre un accord entre le Saint Siège et l'empereur Alexis, que

surprit l'apparition de ces intrus arrogants, qu'il avait bien le devoir de faire surveiller; l'Empire ne pouvait pas céder aux croisés des territoires qu'il avait plusieurs fois perdus et repris, jamais cédés; p. 67: Tzachas, cf. notre *Gesch. der osm. Reiches* sur le caractère de son État maritime; la participation des Byzantins à la prise de Nicée dut être correspondante à l'intérêt qu'offrait pour eux la possession de cette ville; p. 70: Sis pour Missis; l'empereur se réservait des droits de suzeraineté sur la Terre Sainte. Le chapitre V, qui présente les rapports de commerce entre les cités italiennes et l'Orient est particulièrement nouveau et intéressant: ce sont de très belles pages de synthèse économique tout à fait personnelle; la bibliographie va jusqu'aux articles, récents, parsemés dans les revues américaines: Byzance était-elle cependant si apauvrie au XI-e siècle par une concurrence arabe et surtout par la concurrence turque qu'on ne saisit pas assez (p. 81)? Venise n'était pas la rivale de l'Empire, mais l'instrument même de cet État dont elle formait „la bourgeoisie extérieure". Je continue à croire, contre la théorie de M. Pirenne, que les Arabes ne voulurent jamais mettre des entraves à un commerce dont ils n'avaient qu'à gagner. La concurrence de Ravenne à l'égard de Venise n'existait plus à cette époque. Dans le chapitre IV est présentée avec élan et justesse en même temps l'histoire de l'Empire byzantin sous les Comnène: la seconde édition de la „Geschichte der byzantinischen Litteratur" de Krumbacher n'est pas „refondue", mais augmentée de contributions personnelles, sur l'hagiographie et l'histoire, par Ehrhard et Gelzer; le „Digénis" est placé à une date qui est préférable à celle qu'on veut maintenant lui assigner (p. 198, note 1). Le chapitre suivant s'occupe des États créés par la croisade jusqu'à la perte d'Acre. On en revient à Byzance, dont la part est, étant donnée la tradition qui la néglige, assez grande au chapitre II du livre III: l'offensive normande contre la côte balcanique paraît due beaucoup plus à la coutume permanente de tous les maîtres de la province italienne de l'Empire de risquer une prise de possession de l'ensemble „romain" d'Orient qu'à des considérations de défense (cf. p. 259); Henri VI ne pensa certainement qu'à rétablir l'unité impériale (cf. p. 261). Ras est Novi-Bazar elle-même (p. 266). Les Vlaques des Balcans sont des Roumains comme les autres *(ibid.)* et ceux du Danube n'ont jamais abandonné le territoire où ils se trouvent aujourd'hui. Le caractère

roumain de Pierre et d'Assên, créateurs d'un Tzarat rival de Byzance, est incontestable (p. 267). Dans Kaloïannis, καλὸς représente l'attribut impérial (p. 268). Mais tout ce chapitre est plein de suggestions: on sent bien que l'auteur a travaillé sur les sources mêmes. Je ne sais pas cependant si la notion de fief pour la Bulgarie à laquelle Innocent vient de donner une couronne royale peut être admise; entre l'Aragon et ce Tzarat de concurrence il y a de trop grandes différences (pp. 293-294). Un paragraphe est consacré à l'oeuvre accomplie par Frédéric II à Jérusalem (p. 343 et suiv.): sa valeur est à juste titre reconnue. Mais, dans l'ensemble, la place faite à ce grand précurseur qu'a été le tragique empereur „interréligionnaire" n'est-elle pas trop grande? Ceci même en tenant compte de l'effacement de l'Orient chrétien sous toutes ses formes.

L'état du monde oriental avant l'apparition des Mongols est nettement esquissé: „Carpathes" et „Alpes de Transylvanie" représentent le même système orographique (p. 384); la forme Geycha n'est pas historique (p. 385); *ibid.*, lire: Halicz; le caractère apostolique du royaume de Hongrie s'impose en première ligne; on aurait désiré plus sur la Russie kiévienne. Dans le livre IV, „l'Asie mongole et l'Europe", le passé des Mongols et le caractère de leur invasion sont très largement présentés, je crois même que, surtout pour la partie ancienne très locale, trop, par égard à l'économie de l'ouvrage; de toute cette poussière d'Asie errante bien peu reste dans la mémoire. On revient à l'Orient européen pour la politique de Charles d'Anjou (p. 486 et suiv.).

La bibliographie est d'une grande richesse et souvent accompagnée d'un jugement critique.

*

Dans la „Revue de droit international et de législation comparée", 1932, no. 3, M. Voyslav M. Radovanovitch donne une étude sur „Le Danube maritime et le règlement du différend relatif aux compétences de la Commission européenne sur le secteur Galatz-Brăïla". L'auteur montre qu'on est arrivé à l'acte international de 1930, défavorable à la Roumanie, parce que cet État avait consenti à accepter plus d'une fois des empiètements sur son droit de seule riveraine sur une large partie du Danube inférieur.

*

Une commémoration d'Auguste Heisenberg par M. Basile Grecu dans la revue „Codrul Cosminului" de Cernăuţi (1932).

*

Le *Messager d'Athènes* du 4 mars donne le rapport, qui était inédit jusqu'à une révélation récente, adressé par le comte Berchtold à l'empereur François-Joseph pour lui communiquer la déclaration de guerre à la Serbie et le commencement des hostilités.

*

Dans l' Ἐπετηρὶς ἑταιρείας βυζαντινῶν σπουδῶ, IX (Athènes 1932), M. Phédon J. Koukoulès continue ses études sur l'histoire culturale de Byzance par des pages d'une grande érudition sur la chasse à l'époque des Comnène et des Paléologue (illustrations tirées aussi d'un Évangéliaire du X-e siècle, d'un Oppien du XV-e, les deux à la Bibliothèque Nationale de Paris, ainsi que de documents de sculpture; celui de la page 32, XI-e siècle, rappelle les scènes semblables dans l'art assyrien, avec des costumes romains, copiés sur une source ancienne). M. Sp. M. Théotokis donne, des Archives de Venise, les actes concernant l'ambassade de la Grande Arménie („partium Maris Majoris") en 1363, qui se cherchaient une nouvelle patrie en Crète, où une vieille église s'appelait „église des Arméniens" (ils allèrent à Caffa, sous les Génois). Le même s'occupe d'une ambassade du duc d'Athènes à Venise en 1371; le Sénat parle, mentionnant les rapports avec Gautier de Brienne, dont la catastrophe est regrettée, de la „nefanda compania Cathelanorum", qui a usurpé le duché (p. 45 lire „Achaye" et non „Dechaye"). M. Dyovouniotès s'occupe de l'archevêque d'Athènes, Anthime, écrivain grec du XIII-e siècle. Une riche bibliographie des akolouthies par feu l'évêque de Léontopolis, Sophronius. M. Const. M. Konstantopoulos croit que le sceau publié par Schlumberger dans la „Revue Numismatique", 1905, p. 353, n'appartient pas à Georges Maniakès (reproduction d'autres sceaux pareils). Sur l'élection en 1265 du Patriarche de Constantinople Germain III M. Sykoutrès. Sur le voyage en Russie, en 1584-1587, du Patriarche Joachim V le Mitropolite d'Athènes Chrysostôme Papapadopoulos. Sur les protosyncelles du siège patriarcal le Métropolite Athénagoras. Sur le couvent crétois des Tzankaroles

M. N. V. Thomadakès. M. Xyngopoulos s'occupe des monuments qui présentent la mort de St Jean Chrysostôme. M. Denis A. Zakythénos prend dans le recueil de Pélicier un mandement du roi de France pour „Andreas de Paleologus, prince de Constantinople, seigneur de la Morée" (1492). De M. G. A. Sotiriou des notes sur les Météores. De M. Th. Makridès la description de quelques éléments d'art conservés au Musée de Constantinople (présentation de paons affrontés).

*

Dans *Les Balkans,* III, 4-5, une étude du docteur A. Cousis sur „l'évolution de la médecine en Grèce". Il est question aussi des représentants de cet art au moyen-âge et à l'époque moderne.

*

Dans la revue *Dacia,* III-IV, M. P. Nicorescu publie une étude sur les fouilles de Tyras", à l'embouchure du Dniester (Moncastro, Cetatea-Albă). On y a trouvé, entre autres, un décret d'honneur du dème. Quelques fragments, très intéressants, de céramique. Des lampes.

*

Sur les Arméniens de Lwów et leur statut en ce qui concerne les esclaves M. Wojciech Hejnasz, dans le *Kwartalnik historyczny,* XLVI, I 3-4.

*

De M. K. Amantos Σκλάβος, Σκλαβηνὸς et Σκλαβησιανὸς dans les sources byzantines (extrait des Πρακτικαὶ de l'Académie d'Athènes, VII, 1931). La dernière forme, pour des Slaves colonisés en Asie Mineure, s'explique, selon lui — et il a sans doute raison — par le Θρακησιανὸς. Il est question aussi du passage de Σκλάβος au sens d'„esclave".

*

Dans l'*Archivium Romanicum,* XVI, 3, continuant une étude antérieure, M. Carlo Tagliavini s'occupe, avec beaucoup d'érudition, de quelques mots ethniques roumains ayant gagné une acception commune *(Divagazioni semantiche rumene e balcaniche).* „Calmuc", étoffe de laine, chez Candrea, n'a rien à faire avec les Calmouques; c'est tout simplement le *camocatto,* en grec καμουχᾶ. *Ghir-*

ghiş, furieux, paraît ne pas pouvoir provenir, comme le proposait Bogrea, des Kirghises, inconnus aux masses roumaines.

*

M. Mario Ruffini vient de réunir en brochure ses articles, très fouillés, sur l'influence italienne en Valachie sous le règne du prince protecteur des lettres et des arts Constantin Brîncoveanu *(L'influenza italiana in Valacchia nell' epoca di Constantin-Vodă Brîncoveanu, 1688-1714),* s. l. et. d.

*

Dans le *Glasnik* de Novo-Sad, M. Baïraktariévitch s'occupe de la correspondance, récemment publiée par M. Louis Fekete, de Nicolas Eszterházy (voy. cette Revue, année 1932). M Stanoïévitch y continue son étude sur l'archevêque serbe Arsénius du XVIII-e siècle. Sur la situation religieuse dans la Voévodina à la fin du régime byzantin M. F. Granitch. Une étude de M. V. Staïtch sur le gymnase catholique de Novo Sad, fondé en 1789. Des notes sur l'Église orthodoxe à Raguse par M. Lioubomir Vlatchitch, Sur la politique d'Andrássy à l'égard des Serbes M. Milo Voutchévitch. Sur un capitaine des Serbes du Banat entre 1686 et 1688 M. Tichomir Nicolaïevitch. Un compte-rendu sur le livre de M. Ante Messner-Sporšić concernant les colons croates dans le Bault.

*

De M. Czeslaw Chowaniec une étude sur la campagne moldave de Jean Sobiesky en 1686, employant le Journal du prince Jacques, *Neyprawa Sobieskieje do Moldawyji w 1686,* Varsovie 1932).

NOTICES

Pour la *bolniţa,* l'hôpital mentionné dans un article précédent (année 1932). Gelzer, *Der Patriarchat von Ochrida,* Leipzig, 1902, p. 15, donne pour Ochrida l'équivalence: ἡ συνοικία μπολνίτσα *(sic)* (νοσοκομεῖον).

*

Dans une notice de 1059 parmi les témoins: Βασίλειος μαγῖστρος τοῦ Παραδούναδι (Νέος Ἑλληνομνήμων, VII, pp. 130-121, no. 10).

*

On n'a pas remarqué cette date exacte de la mort du prince de la Zenta, Balcha, sur un manuscrit (Lampros, dans le Νέος Ἑλληνομνήμων, VII, p. 145): Ἐν ἀρχῇ ἐσκωτώθην αὐθέντης ἡμέτερος Πάλσας ὑπὸ τῶν Ἀγαρηνῶν ἐθνῶν μηνὸς Σεπτεμβρίου ιη', ἡμέρᾳ 6', ἔτους ςωϥδ'.

Cette date est confirmée par un autre mention: Ἐτελεύτησεν ὁ πανυψηλότατος αὔγουστος καὶ κων. καὶ δούξ Δηραχείοῦ Μπάλ[σας] ὑπὼ τὸν ἀθέων καὶ (λ)ά[γαρηνῶν], μηνὶ Σεπτεμβρίῳ... ἱμέρᾳ, ἰνδ. 6', ἐπὶ ἔτους ςῳϥδ' *(ibid.)*.

*

Sur un prétendu Laskaris voy. dans une lettre de 1726 d'Apostolo Zeno, *Epistolario scelto* (Venise, 1839), p. 155, la mention d'un opuscule intitulé: „La falsità svelata contro a certo Giannantonio che vantasi de'Flavj Angeli Comneni Lascaris Paleologo, nell'esame della pretesa sua discendenza di maschio in maschio da Emmannuele VII, imperadore di Costantinopoli; Parma, nella stamperia di S. A. S., MDCCXXIV (il s'agit d'un Giannantonio Lezier, savetier, originaire d'un village du Piémont, qui se trouvait alors à Vienne, après avoir publié sa généalogie en 1721, chez Krusinger, à Ratisbonne).

Cf. notre étude sur Radu Cantacuzène, dans les „Mém. de l'Académie Roumaine", p. 33. Ce fils du prince valaque se présentait aussi comme Grand Maître de l'„Ordre constantinien de St. Georges".

Il s'agit sans doute de Radu, qui était à ce moment à Vienne, avec ces prétentions, lorsque Zeno ajoute: „Qui pure v'è un altro soggetto, oltre al detto Giannantonio, che si vanta essere ultimo discendente del medesimo imperatore, e dalle persone savie non si lascia di farne commedie. La razza degl'impostori non s'è mai spenta, e non finirà che col mondo" (p. 156).

*

Dans la *Byzantinische Zeitschrift*, XVI, p. 136. M. N. J. Giannopoulos a publié une bulle de plomb d'un duc „franc" qu'il ne réussissait pas à identifier. Avec un peu d'attention on lit: V. „Lichael, Dei gratia Venecie, Dalmatie atque Croatie dux". Mais l'auteur s'en est apperçu ensuite lui-même.

N. Iorga.
